universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Mythen und Sagen Tirols

Alpenburg, Johann Nepomuk von

Zürich, 1857

IV. Der Teufel und seine Bündner

urn:nbn:at:at-ubi:2-12464

IV.

Der Teufel und seine Bündner.

247 X

Ein neues reiches Sagenbild rollt sich auf mit dem **Teufel** und seinen Bündnern, seiner Sippe und Genossenschaft, seinen protëischen Erscheinungen, mit alle dem Spuk, den er verursacht, den Schreckgestalten, die er annimmt; mit dem Volke der Heren und Truden, oder Alpdrückerinnen, der Wunderdoctoren, der Schwarzkünstler und Weißkünstler, der Venedigermanndl und fahrenden Schüler. Auch auf diesem Gebiete bringt Tirol vieles Neue und noch Ungekannte zum großen Kranze deutscher Mythe getragen, wenn auch der Teufel an sich kein ächtdeutsches Mythenbild, keine urgermanische Gottheit ist. Sehr richtig sagt Jacob Grimm in seiner Deutschen Mythologie II. S. 936:

Die vorstellung des teufels und teuflischer Geister, welche allmälich auch in dem volksglauben so grossen Umfang gewonnen und so feste wurzel geschlagen hat, war unserm heidenthum fremd.

Wie erwiesen und bekannt ist, empfing das alte Judenthum die Lehre vom Teufel, d. i. die Lehre von einer, der guten Gottheit entgegengesetzten und stets entgegenstrebenden Macht und Kraft — aus den an Paläſtina angrenzenden Morgenländern erst durch das babylonische Exil, so daß die Idee vom „Teufel und seinen Engeln" zur Zeit des Auftretens Christi und der Apostel schon vollständig ausgebildet im jüdischen Volke eingewurzelt sein mußte, da außerdem so manche Rede Christi und so mancher Ausspruch der Apostel deren Zuhörern unverständlich gewesen wäre. Auf diese Lehre stützte sich dann die Heidenbekehrung, indem sie dieselbe auf den ganzen heidnischen Pantheismus übertrug, und in jeder heidnischen Gottheit einen Teufel sah, ja jede wohl oder übel zu einem solchen stempelte, und ihr, obschon sie durch das Christenthum besiegt erschien, doch noch eine antichristliche Wirksamkeit und Macht beimaß. Man dachte sich den Teufel als bösen Dämon, als umgehendes, Verderben bringendes Nachtgespenst, als der Menschheit feindlichen Unhold, und legte ihm eine Menge verschiedener Namen bei, unter denen die der Bibel entnommenen Beelzebub, Lucifer und Satan voranstehen. Seine Gestalt wurde so abschreckend als immer möglich geschildert, schwarz von Farbe, gehörnt, struppphaarig, mit hervorgequollenen Glühaugen, rother lang aus dem Munde hängender Zunge, mit Krallen statt der Finger, mit Pferdefuß, Bocksfuß oder Greifenklaue, kuhschwänzig, und lahm, hinkend, mit einem Worte, die ganze Gestalt in

verthierter Erscheinung, bisweilen auch ganz Thier: Pferd, Esel, Eber=Bock, Wolf, Hund, Rabe, Geier, Kukuk, Kröte, Schlange, Wurm, vornehmlich Drache, und zwar geflügelter, oft feuriger, dann als der fabelhafte Vogel Greif, und endlich auch selbst geflügelt, und zwar mit Drachen= oder mit Fledermausflügeln. Da aber der Teufel sich in jede Gestalt zu verwandeln im Stande ist, so erscheint er auch als Fliege, als Spinne, Ameise und als Hummel, in letzterer Gestalt besonders in der Rolle eines **Spiritus familiaris.**

Die Macht, die dem Teufel innewohnt, und die er gegen sündige Menschen, die ihm durch ihre Sündhaftigkeit verfallen, beständig ausübt, vermag er denen mitzutheilen, die sich ihm zu Genossen weihen, und er thut es unter der Bedingung, daß auch seine Bündner diese Macht verderblich gegen die Menschen kehren. Wie ihm selbst der Volksglaube beimißt, daß er manche Menschen reite, daher der nicht seltene Zuruf an einen, der Uebles thut: Reitet dich der Teufel? — so empfangen auch Menschen von ihm die unheilvolle Begabung, andere zu reiten, peinlich zu drücken und zu ängstigen, zu schlimmen Handlungen hinzutreiben. Die, welche dergleichen thun, sind die Truden, in andern Ländern auch Nachtmar, Alp, Alb genannt. Meist sind diese Truden Personen, und zwar der Mehrzahl nach Mädchen und Frauen, die mit dem Teufel Bündnisse geschlossen haben.

Der Volksglaube an die Möglichkeit solcher Bündnisse mit dem Bösen reicht in eine ziemlich frühe Zeit der christlichen Aera hinauf, gelangte aber doch erst im eigentlichen Mittelalter zu allseitiger Ausbildung und wurde zu dem furchtbaren Hexenglauben, dem so viele Opfer bluteten oder brannten. Hexen und Zauberer gelten unbedingt als Teufelsbündner, letztere waren und hießen dem Volke insgemein Doctoren (Faust, Agrippa, Theophrast u. A.) und indem diese vermöge ihrer erlangten Wissenschaft vermochten, den Teufel zu beschwören, zu zitiren, und ihn ihren Wünschen gehorsam zu machen, verfielen sie hinterher gleichwohl seiner Gewalt und nahmen meist durch ihn ein entsetzliches Ende. Die Kunst, welche den Teufel zu zwingen und Zauber zu üben lehrte, und die seltsamer Weise von ihm nach mancher Sage selbst gelehrt wurde, war die Schwarzkunst, die schwarze Magie, als deren Gegensatz in tirolischen Sagen auch eine Weißkunst, die sogenannte weiße Magie begegnet.

Zu den zahlreichen Sippen der Hexen und Truden, der Schwarz= und Weißkünstler, der Zauber= und Wunderdoctoren tritt nun vorzugsweise in Tirol noch eine besondere: die Venediger=Mannd. An sich ist die Venetianersage auf allen deutschen Gebirgen heimisch, Riesengebirge, Böhmerwald, Erz= und Fichtelgebirge, Thüringerwald und Harz sind voll davon; allein in allen diesen Gebirgssagen erscheinen die Venetianer nur als kundige Gold= und Silbererz= und Edelsteinsucher, die zwar mancherlei geheime Künste kennen und üben, unterirdische Schätze

auffinden, oder auch versetzen (verdecken, unsichtbar machen) können, die wohl auch verstehen, auf wunderbare Weise schnell zu reisen, die mit Schlangen verkehren, Wünschhütlein oder Wünschtüchlein besitzen; aber doch eigentlich nichts mit dem Teufel zu thun haben. In Tirol hingegen treten sie fast stets als Teufelsbündner auf, und sind zugleich den fahrenden Schülern gesellt, welcher Erscheinung des späteren Mittelalters die örtliche Sage dadurch auch den Stempel der Teufelsgemeinschaft aufdrückte, während im übrigen Deutschland besondere Sagen von fahrenden Schülern nicht umgehen, und nur im allgemeinen angenommen wird, daß Faust, Wagner und Consorten eine Zeitlang solche fahrende Schüler gewesen seien.

Es ließen sich diese Andeutungen noch ungemein erweitern, ja zu einem Buche ausdehnen, denn der Stoff ist in reicher Fülle vorhanden; der zu berücksichtigende Raum gebietet aber, von dem allgemeinen zum besonderen überzugehen, und darzuthun, wie die Idee vom Teufel und der ihm verbundenen Genossenschaft sich vorzugsweise im Tiroler Landvolke und in dessen Sagen gestaltet und ausgeprägt hat.

I.

Der Teufel.

Das sichtbare und unsichtbare Dasein des Teufels, sein rast- und maßloses Wirken, die Menschen zum Bösen zu verleiten, ist ein allgemeiner Glaube der Thalbewohner, daher Teufelssagen ein Hauptträger im Erzählerschatze der Alpenjäger, der Waldleute und der Spinnstuben sind.

Aber dennoch ist es eine merkwürdige Thatsache, daß der Tiroler Teufel eine ganz eigenthümliche Gestalt annimmt, wenn man sich aus den vorhandenen Volkssagen ein klar gestaltetes Bild desselben entwerfen will.

Trotzdem, daß in Bildern, Legenden, auf Gottesäckern und in Schriften, von der Schule angefangen, den Landbewohnern die gewöhnliche Gestalt des Teufels, mit Hörnern, Krallen, Schweif, Pferd- oder Bocksfüßen und Feueraugen vorgeführt wird, so hat sich doch in der Phantasie des Tirolervolkes eine ganz andere Gestalt entwickelt.

Der Teufel erscheint nämlich in der Regel als grüner Jäger oder Schütz, eine rothe Habichtfeder auf seinem Jägerhute, und in Kleidern, welche seine auffallenden Teufelsattribute verbergen.

Obgleich er alle Gestalten annehmen kann, so erwählt er die Schützengestalt, weil er dadurch überall, bei Hoch und Nieder leicht Einlaß findet, die Dirnen ohne viele Mühe liebeverrückt macht*), und sie mit ihm sün-

*) Dieser Zug begegnet auch außer Tirol in vielen Hexenprocessen.

digend sich zu eigen bringt. Eine solche Dirne wird dann leicht Lockvogel, mit dem er die Burschen vom ganzen Dorfe fängt; denn in dem Orte, wo eine des Teufels ist, da ist kein Segen mehr. Auf den Bergen schließt er sich an Wildschützen an, lehrt ihnen das bannen, festmachen, Freikugeln gießen und verschiedene Schwarzkünste, jedoch stets um den Preis — ihrer Seele. Im Thale juchzet er die Robbler wach, im Wirthshause erscheint er als lustiger Musikant (Geiger) und geigt den Tanzenden durch die ganze Nacht hindurch den Teufel in den Leib, oder geigt ihre Seelen so mürbe, daß sie sich ihm bald, von Sinnenlust umstrickt, ergeben.

Hat der Teufel zufällig kein Jägergewand an, so hat er wenigstens einen grünen Jägerhut auf, mit einem verkehrt gesteckten halben Spielhahnschweif, und zwar auf der rechten Seite, während die Jäger denselben auf der linken Seite tragen; grüne Aufschläge oder grüne Abzeichen, so daß man ihn bald erkennen kann, „sofern man fromm lebt und dadurch in der Gnade Gottes steht," letztes setzen alte Hausmütter jedesmal hinzu, wenn sie der Jugend erzählen. Sein Gesicht ist verteufelt lang und „spitz verschnitten", sein rother Bart „verteufelt aufpammt" (recht festtäglich herausgeputzt), seine Augen blinzeln basiliskenartig mit „einem falschen Blicke".

Der Teufel verwandelt sich auch gerne in einen stattlichen Gemsbock mit goldenen Hörnern, wodurch er Wilddiebe und Jäger auf Irrwege und zum Felsenabsturz lockt, und sie als Beute erfaßt, besonders wenn sie, wie oft geschieht, an Sonn- und Festtagen ohne heilige Messe birschen gehen, und als Sonntagschänder vom Schutzgeiste verlassen sind.

Den frommen sanften Sennen spricht der Teufel selten zu, obgleich es Beispiele gab, daß er denselben als Butterträger Butter und Käse stibitzen lehrte, wofür sie denn als „Pütze" arg büßen müssen. Solche ihm zureifende Früchtl neckt der Teufel bei Tag und Nacht, und sendet ihnen bei Tage „Dattermanndl"*) auf Wegen und Stegen der Alpe vor die Füße, verwandelt sich wohl auch selbst in ein solches schwarzgelb gesflecktes, kleines Ungethüm, welches nach dem Aelplerglauben das Vieh anpfeift, daß es krank wird und aufschwillt, oder schleicht gar in die Sennhütte, pfeift den Aelpler an, der bald darnach am Kopfe aufschwillt und Ausschläge bekommt, oder sonst erkrankt.

Auch als Rabe setzt sich der Teufel auf die Alpenhütte oder auf den Mahdzaun gerade vom Senn seinem Guckerl (Fensterl) gegenüber, und das ist dem Senn ein gar böses Zeichen; seine gute Laune kann dadurch wochenlang verscheucht werden.

Bei Nacht kommt der Teufel in Gestalt der „Hoabergoas" (Habergeis), eine Ohreneule mit Katzenkopf und Feueraugen (Strix Otus L.), welche unheimlich anzusehen ist und ohne daß man sie hört, heranfliegt; sie meckert

*) Lacerta Salamandra L.

wie eine Geis, lacht wie ein Kobold, ſchnalzt wie ein wüſter Robbler, und giebt dann wieder entſetzliche Unkentöne von ſich.

Die „Habergeis" erſchreckt nicht nur die Sennen, ſondern auch die Waldleute, welche ſich über Nacht auf Bergen befinden und in Höhlen oder im Walde ausruhen wollen.

Der Teufel plagt das Hirtenvolk auch als „Kuhtuttler" (Caprimulgus europäus L., Ziegenmelker, auch Nachtſchwalbe). Dieſer Vogel fliegt in der Dämmerung und in mondhellen Nächten um die Ställe, und ſchnarrt aus ſeinem Fratzenkopfe ſo wüſt, daß man es keinem Senn verdenkt, wenn er des Teufels Machwerk in ihm ſieht, um ſo mehr, als der Kuhtuttler, wie ſchon ſein Name andeutet, die Kühe ausſaugen ſoll, eine Annahme, die allgemein verbreitet iſt.

Der Teufel erſcheint in ſeiner eigentlichen Geſtalt mit Geräuſch, Sturm und Geſtank, wenn er auf einen Todſünder, z. B. auf einen Meineidſchwörer, herſtürzt. Da raſſelt es vom Berge herab wie ein Lawinengerolle oder er ſtürzt wie ein wilder Sturm aus einer Felſenhöhle, oder ſteigt aus einem Erdſpalte und erfaßt ſein Opfer mit Leib und Seele, fährt durch die Luft und zerſtößt es an nackten Felswänden, oder zerreißt es, Entſetzen erregend, in blutige Fetzen.

Auch in lichten Nächten ſieht der einſame Wanderer manchmal von Ferne die Teufelsgeſtalt daherkommen, wie ein Schatten, ſchwarz oder feurig; meiſt ſchwillt der Böſe von einem kleinen Männlein zu einem Rieſen auf, und der Erſchreckte flieht eilig davon, oder fällt vor Angſt um, und kann nichts weiter berichten; der Muthige bekreuzt ſich und betet das Evangelium Johannis.

Der tiroliſche Teufel iſt kein germaniſcher Gott, welcher beim Uebergange vom alten Götterkult zum Chriſtenthum ſeinen Platz vertauſchen mußte, er iſt aus den Gemsgebirgen herausgewachſen, ein rauhes ſtarkes Bild eines unbändigen böſen Wilderers, „der mehr gekonnt hat, als gewöhnliche Leute," dem die chriſtliche Religion ſeinen Platz angewieſen und Namen geſchöpft hat. Der Teufel führt in Tirol viele Namen; die bekannteſten ſind: Teufel, Deirl, der Böſe, böſe Feind, Schuberl, Tſchad'rwarſchtl (Warſchtl iſt Sebaſtian), Zweihörndler, Jankerl, Gott ſei bei uns, Tſchangl und Tſchuggau, der Graunzl, der Schall- oder G'ſchnalljuchzer, Alber oder Alberer, wenn er als Feuerdrache über Thal fliegt oder über Bergwieſen herabfährt.

Er tritt auch in den Geſtalten von Drachen, Hunden, Säuen, Stieren und Pferden auf, manchmal auch reitend auf einem Bock oder Pferd, in welche er ihm verfallene Menſchen verwandelt, und ſo ſie peiniget. Nach andern Sagen ſollen die böſen alten Häuſerinnen von Geiſtlichen in Teufelsröſſer verwandelt werden, wenn ſie unſelig ſterben, weil ſie im einſamen Widdum mehr Gelegenheit haben, als in der lockern Welt,

ſanftmüthig, redlich, fromm und gottesfürchtig zu leben. Wenn dieſe Teufelsröſſer ein Hufeiſen verlieren, und der Finder läßt ſich daraus Schlagringe machen, ſo kann er beim Raufen die ärgſten Robbler niederſchlagen und überwältigen. Ein ſolcher Ring muß Samſtags, wenn alle Arbeit gethan iſt und die Feierſtunde begonnen hat, geſchmiedet und fertig gemacht werden.

Das wandeln und annähern des Teufels meldet ein eigenthümlicher Schauerwind; ein ſolcher Wind nämlich, der auch entſteht, wenn ſich ein Böſewicht mit freier Ueberlegung ohne krankhaften Gemüthszuſtand erhenkt. Der Kukkukruf in der Nacht verräth ebenfalls des Teufels Nähe, daher kehrt der nächtliche Beſucher ſogleich um, wenn er den Kukkuk hört, und läßt das Fenſterln und andere Kurzweil.

Eitle Weiber, welche bei der Nacht in den Spiegel blicken, ſehen oftmals den Teufel neben ihrem Bilde herausſchauen.

Einem „verdrahten Früchtl", das will ſagen: einem ſchlechten Burſchen, der in der Mitternacht juchzet, dem juchzet bald der Böſe entgegen; ſetzt der Burſche das Juchzen noch fort, ſo kommt der Teufel heran und zerkratzt ihn jämmerlich, daher der Name G'ſchnalljuchzer.

Wenn einer ruft „in drei Teufels Namen", dann ſteht der Teufel unſichtbar demſelben an der Seite und blickt ihm lachend ins Geſicht, während der Schutzengel auf der andern Seite trauernd mit abgewandtem Antlitz weilt.

Wenn jemand einem am Wege auf die Schulter ſchlägt, und thäte er noch ſo ſüß und freundlich dabei, ſo muß der ihn ſchnell auf die nämliche Seite der Schulter ebenfalls ſchlagen, weil dieſes auch der Teufel zu thun pflegt, wo nicht, ſo könnte leicht etwas übles geſchehen.

Die Schmiede hatten einſt den Brauch (ein vor 10 Jahren verſtorbener Schmied im Zillerthale that es noch), daß ſie an Feierabenden nach gethaner Arbeit noch drei ſtarke Streiche auf den Ambos gaben; warum? Weil Luzifer, der Oberſte der Teufel, der durch den Erlöſer der Welt an eine Kette geſchmiedet worden, nach und nach von der Kette loskommt, denn er reißt unbändig daran; durch die drei Schläge wird ſie wieder feſt. Würde Luzifer los, und käme er in die Welt, dann würde er dieſelbe mit ſich ins Chaos reißen, während die andern Teufel, die gegen die guten Menſchen Krieg führen, nicht viel ausrichten. — Dieſe Sage wird auch auf folgende Weiſe von den alten Bäuerlein erzählt.

Ein „grimmiger Wolf" oder „ein Drache mit vielen Köpfen" oder „der Höllenfürſt Luzifer" wurde von Chriſtus dadurch für die Welt unſchädlich gemacht, daß Chriſtus ihn „hinter neun Eiſenthüren an einer dreifachen Kette befeſtigte", weil er ſonſt den Untergang der Welt veranlaſſen würde.

Durch die drei Schläge der Schmiede werden Ketten und Thüren im alten feſten Stande erhalten, welche ſonſt nach und nach zerbrochen und das Unthier frei werden würde.

Beschworen wird der Teufel an unheimlichen Stellen mittelst des Gertraudibuches. Das ist jedoch eine gewagte Sache, denn meist hält keins die fürchterlichen Erscheinungen aus, und man würde zerrissen oder wenigstens zerkratzt, wenn man aus dem Kreise springt. Außerdem muß der Teufel demüthig folgen, und Geld bringen, so viel der Beschwörer wünscht.

Die Beschwörung oder das Teufelbannen war an einigen Orten so: Man nahm einen Hirtenstock, welcher von weißen Haselstauden geschnitten, und drei Jahre vom Hirten auf der Alpe benutzt wurde. Mit diesem kratzte man in den Boden einen neun Schuh im Durchmesser haltenden Kreis — „dreimal drei Schuh" Durchmesser, dann begannen die Bannformeln.

„Die Gertraudibücher, wie überhaupt alle anderen Bücher, die über bannen, unsichtbar machen, Schatzgraben u. dgl. handelten, haben die Geistlichen verbrannt" (so klagen nicht selten alte, aberglaubenreiche Leute) „oder wohl selbst behalten". Zuerst thaten das die Jesuiten im Lande, dann die Kapuziner und Franziskaner, dann auch alle Weltgeistlichen; daher haben sie alle diese Macht in Händen, daher konnten die Jesuiten so reich werden, denn ihnen standen alle Schätze offen u. s. w.

Man sieht durch solche Bekenntnisse, mit welcher Mühe Jesuiten und Geistliche gegen den Aberglauben im Lande auftreten mußten, denn der leibhafte Teufels- und Zauberglaube ist tief in das Volk eingewachsen.

Noch eine Art der Teufelsbeschwörung und zwar die einfachste, wurde so angegeben, daß man sich Mitternachts in irgend eine der zahlreichen und verrufenen Teufelshöhlen, Teufelsküchen, oder in einen Teufelstobel begab, dort den Kreis machte, und durch einen Juchzer, oder dreimal ins Dreiteufelsnamen den Teufel rief, und in diesem Namen sich der heiligen Dreifaltigkeit abschwur. Dann kam der Teufel heran, machte das Bündniß, gab, was der Beschwörer forderte, oder sicherte es zu, doch mit stetem Beding der Anwartschaft auf des ersteren Seele. Bei dieser letzteren Annahme schlingt sich nun in den schauerlichen Ernst der Teufelssagen sehr häufig ein neckischer Humor; der Teufel, der Fürst aller Bosheit, Schlauheit und Arglist, erscheint mit einemmale als ein höchst beschränkter Kopf, als dummer Teufel, wird um die Seelen mannichfach geprellt, und wird oft so entsetzlich geplagt, daß er gern auf die lumpige Seele verzichtet; er muß Riesenarbeiten vollführen und zuletzt geärgert und betrogen den Platz räumen. Die Sagen vom Dombau zu Aachen, von der Regensburger Brücke u. A. deuten dahin, und deren Wiederholungen sind auch in Tirol vorhanden.

Die Sage beschränkt die Macht des Teufels in mannichfacher Weise, alle Kirchen und Kapellen, alle Kreuze und Marteln, alle Heiligenbilder, Amulette, Rosenkränze, Reliquien, alle Gebete, Weihwasser, Scapuliere, kurz alles, was irgend an christlichen Kult erinnert, macht ihm Grauen, weist ihm und seinen Bündern den Weg; auch die „Dreißgenkräuter", das

ſind ſolche beſondere Kräuter und Blumen, die in der Dreißgenzeit, das iſt am Vorabend des Feſtes von Maria Himmelfahrt, gepflückt und am darauf folgenden Tage, den 15. Auguſt, geweiht worden, und die der Volksglaube überaus hoch hält, ſind Schutzmittel gegen ihn und ſeine Sippſchaften. Als noch im Sarnthale die Paſſionsſpiele im Schwange waren, trugen die Perſonen, welche Teufel vorzuſtellen hatten, Amulette am Leibe, weil der Glaube verbreitet war, daß der Teufel leicht einen, der ſich in eine Teufelsmaske ſtecke, für ſeinen „rußigen Bruder" anſehen und ihn holen könne. Das Kindermärchen von dem letztgenannten iſt auch in Tirol bekannt unter dem Namen: Des Teufels Thorwartl.

Dem Lande Tirol charakteriſtiſch eigen iſt das Märchen, wie der Teufel einſt von dem Herrn der Schöpfung die Erlaubniß erbat, auch ein Thier zu ſchaffen; als er dieſelbe erhalten, begann er das Geſchäft. Einem Geſchöpfe, das *ihm* gleich ſei, durften ſeiner Meinung nach, hübſche Hörnchen nicht fehlen. Da der Bock ohnehin ſein Lieblingsthier, ſo wußte der Teufel nichts ſchöneres zu ſchaffen, als die Geſtalt von *Bock* und *Ziege*. Damit aber ſein Geſchöpf ſich auszeichne, ſetzte er ihm den Bart über den After, und gab ihm einen recht langen Fuchsſchwanz. Das waren „g'ſpaßige Viecher", und als ſie fertig waren, Gemsbock und Gemsziege, lachte der Teufel hell auf, denn er wußte recht gut, wie viele Wilderer um dieſer Thiere willen an Leib und Seele zu Schaden kommen würden. Nun blieben aber die Gemſen mit ihren langen Fuchsſchwänzen bald genug zwiſchen den Zuntern oder Legföhren hängen, und verwickelten ſich ſo damit, daß der Teufel ſich manchen lieben langen Tag plagen mußte, die Thiere loszumachen, darüber er viele Zeit verlor und viel ſchwitzte. Endlich erfaßte ihn die Wuth und er riß allen Gemſen die Schwänze ab, daher haben ſie jetzt nur noch das kleine Stümpflein. Den werthvollen Bart aber, den Schmuck jedes Tiroler-Schützenhutes, tragen die Gemſen noch immer da, wo er nicht hingehört.

Nicht minder erſchuf der Teufel einſt die *Grann-* oder *Grangelbeeren* [Preißelbeeren] *), machte ſie recht ſüß, aber auch recht giftig, ſo daß die, welche davon genoſſen, ſchnell in Sünden dahin fuhren. Aber da erbarmten ſich Gott und die heilige Jungfrau der Menſchheit, und als im nächſten Jahr dieſe Beeren wieder blühten, trug jedes Blüthchen ein weißes Kreuz, und ſelbiges Kreuz blieb auch auf der ſpäteren rothen Beerfrucht ſichtbar, und die Beeren waren *ohne* Gift und heilſam. Darüber faßte der Teufel einen mächtigen Zorn, und ſimulirte, ob er nicht dennoch dieſe *ſeine* Beeren zum Schaden der Menſchheit anwenden könne, und ſiehe, da erfand er das Teufelskunſtſtück, aus Preißelbeeren Branntwein zu brennen, und lehrte das den Bauern. —

*) Vaccinium Vitis Idea.

Als Lehrer seiner höllischen Künste liebt der Teufel nicht selten aufzutreten. Bekannt sind die Sagen von den Schulen, die er zu Salamanka, Paris, Padua, Prag, Krakau u. s. w. hatte. In Tirol erzählt man, daß in der Stadt Venedig sein Lehrstuhl gestanden habe, und es lebt daselbst die Sage von dem Schatten des Schülers genau so, wie Theodor Körner sie in dem Gedichte: „Der Teufel in Salamanca", poetisch bearbeitet hat. S. u. Venediger-Manndl und fahrende Schüler.

Da die örtlichen Teufelssagen in Tirol zahllos sind, zumal sie auch häufig mit den Hexen- und Venedigermanndlsagen zusammenklingen, so wurde sich hier mit Absicht auf die Mittheilung einer verhältnißmäßig nur kleinen Anzahl derselben beschränkt.

II.

Hexen und Truden.

Der Hexenglaube war und ist noch, wie in allen Gebirgsländern, im ganzen Tirolerlande verbreitet; gerichtliche Verhandlungen fanden noch vor 150 Jahren statt — jetzt kommen keine mehr vor, obgleich noch viele Thalbewohner an Hexenspuk glauben, und manche alte unheimliche, oder „halbgestobene (halbverrückte) Vettl" für eine Hexe gehalten und gefürchtet wird.

Fast jedes Thal und jeder Berg oder Gebirgszug weist Punkte auf, wo Hexen ihre Versammlungen halten; diese heißen „Purschl", „Hexenplatzl", „Hexenboden", „Hexenanger", „Hexenwald", „Hexenstein" ꝛc., und es giebt vielleicht Hunderte solcher Erinnerungspunkte, die an die Hexensagen mahnen, welche letztere unausgesetzt vom Vater auf den Sohn überliefert werden. Dabei tritt der Umstand hinzu, daß die Hexenplätze in der Tiefe eine schauderhafte Landschaft bilden, und die auf den Höhen meist so gelegen sind, daß sich dort die Wetterwolken bilden und wirbelnd herumtreiben, die dann sich entleerend das kleine Bächlein im Nu zu einem dunkeln Wildbache anschwellen, der mit Sand, Steinen und Bäumen unermeßlichen Schaden anrichtet.

Man findet gegenwärtig an solchen Punkten meist Marterln oder Krucifixe und Heiligen- oder Muttergottesbilder errichtet, und zu mancher Stelle ist ein jährlicher Bittgang gestiftet, der von der frommen Gemeinde gewissenhaft abgehalten wird. Als man unter Kaiser Josef ähnliche Bittgänge (wie die Wallfahrten) abschaffen wollte, fand sich ein solcher Widerstand, daß man dem Triebe des Volkes nicht entgegen sein konnte. Sagt man den Leuten jetzt, daß es keine Hexen gebe, der Bittgang folglich überflüssig sei, so antworten sie: Und dennoch ist kein Mensch wegen beten

in Schaden gekommen, und wir beten ja dabei zu Gott, daß er uns vor allem Uebel behüten wolle.

Die Hexe ist ein boshaftes, altes, häßliches, listiges Weibsbild, vor welcher der Teufel selbst Respekt hat; denn sie wäre im Stande, mit ihm zu raufen, trotzdem daß sie ihm eigen ist mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut.

Ihr Antlitz ist fahl (erdfarb), die Augen liegen tief drinnen; wenn sie weinen, haben sie keine Thränen; je röther und je aufgeschwollener die Augen einer Hexe sind, desto mehr ist sie zu fürchten. Ihr Leib ist schlapp und welk, ein schlotterndes Beingerippe; denn sie wurden zu häufig vom Teufel geritten. Ihre Haare sind zerzauset, wuzelig, unausgekämmt und ekelhaft anzusehen.

An den Armen haben die Hexen dunkle Flecken, das sind Spuren der Griffe des Teufels und der bösen Geister bei ihren Tänzen und nächtlichen Gelagen; am sichersten erkennt man sie an dem Bock- oder Geisfuß, welcher ihnen rückwärts „am Kreuz" eingebrannt ist; dieses ist „des Teufels Siegel", welches er ihnen mit dem Hintern aufdrückt, und so viel bedeutet als: er drückt auf's Kreuz der Hölle Zeichen, oder: obgleich durch's heil. Kreuz die Seele erlöset wurde, hat der Fürst der Finsterniß sie wieder gewonnen — es ist Verhöhnung des heiligen Kreuzes.

Junge Hexen sind nicht so sehr zu fürchten; diese machen noch nicht jene großen Fahrten, und können nicht so sehr schaden; sie begnügen sich, in den Nächten im nahen Walde oder im Obstgarten um einen Baum im Kreise herum zu hüpfen, wie man dann am andern Tage sehen kann, und worüber sich mancher schon den Kopf zerbrach; denn diese „Hexenkreise" sind sonderbarer Art. Diese Hexenkreise sind auch unter dem Namen „Hexenringe" bekannt; in nordischen Ländern heißen sie Elfenkringel. Man findet sie überall auf freien Berg- und Waldwiesen, wo einzelne Bäume stehen. In ihnen wachsen gern vorzugsweise Waldschwämme und schädliche Bovisse.

Junge Hexen sind meist leichtfertige Dirnen, welche den Aeltern Kummer und Verdruß machen, auch Arbeit und Gebet vergessen, lügen, dieben und buhlen, wodurch der Böse immer mehr Macht über sie bekommt, und nicht selten ihnen „beim Fensterln" statt des Geliebten erscheint.

Sie wenden sich nur zu bald an alte Hexen, von welchen sie nach und nach alle schlimmen Künste erlernen, als da sind, „Wettermachen", „Vermeinen", den Kühen Milch aussaugen und sie unfruchtbar machen, „öppas ankleppen" (eine Krankheit anhängen), sowohl Menschen als Vieh und Gewächsen, und vieles andere Unglück.

Erst nach „dreimal sieben Jahren", nachdem sie alle Proben der Hexenkünste abgelegt haben und durch ihre Buhlschaft mit dem Teufel und seines Gleichen würdig befunden sind, erhalten sie vom Teufel das Siegel

auf den Rücken, „den schwarzen Bockfuß aufs Kreuz", und sind nun so mächtige Dienerinnen der Hölle, wie die Alten, und bekommen auch den bösen Blick.

Sie ziehen die fürchterlichen „Hexenwetter" zusammen, welche oft thalaus und thalein wirbeln und Hagel niederwerfen, daß die Frucht jahrelangen Fleißes in einer Stunde zerstört ist. Wenn man solche Hagelkörner betrachtet, wird man manchmal Haare drinnen finden, nicht bei allen, wohl aber sicher bei einzelnen. Wenn solche Wetter den Hirten, Butterträger oder Gemsjäger auf dem Berge treffen, da ist er meist ein Todesopfer, wenn er nicht zu rechter Zeit eine Höhle zum hinein flüchten findet; aber auch da muß er beten und gegen das Wetter ein Kreuzzeichen machen. Solche Hexenwetter vertrieb der vor sieben Jahren verstorbene Anton Hechenblaikner, genannt der „Schönitoni", am Reiterberg im Alpbachthale Bauer des Schönerhofes. Sobald eine dunkle Wetterwolke heranzog, eilte er mit einem eigens zu diesem Zwecke gehaltenen kleinen Kanönchen („Stückl" hieß er's) vors Haus, und schoß gegen die Wolke hin mit einer bekreuzten Kugel, welche er am Palmsonntage mit den Palmen weihen ließ — und so glaubte er fest — er habe das Wetter unschädlich gemacht.

Solche Hexen nennt man „Wetterhexen", zum Unterschiede von den „Brandhexen", welch letztere mit Blitz und Feuer die Häuser anzünden, besonders zur Zeit, wenn im Herbste Heu und Aernte gut eingebracht ist; deßhalb segnet der fromme Bauer betend und mit Weihwasser bespritzend seine Vorräthe. Sodann giebt es noch eine Art, die „Kräuterhexen", welche die Früchte und Kräuter vergiften, und Wurzeln und Kräuter sammeln, um daraus schädliche Salben und Getränke zu brauen, unter abenteuerlichen Zaubersprüchen und Geberden. Die ersteren beherrschen demnach Luft, Wolken, Wasser und Wetter; die andern das Feuer, und die letzteren Pflanzen, Thiere und die Erde.

Endlich giebt es noch „Wald"- und „Kehrhexen", welche nächtlicher Weise harmlose Wanderer und Kinder schrecken, und fast zu Tode hetzen, denn sie verfolgen den Davoneilenden mit grinsendem Hohn, klammern sich an seine Sohlen oder hängen sich an ihn, und bringen ihn oftmals zum Absturz über Felsen oder in den reißenden Wildbach. Es werden gräuliche Abenteuer erzählt, besonders von solchen Bauernburschen oder Dirnen, welche es mit der Religion nicht am besten hielten, oder sich nicht mit geweihten Dingen versahen. Besonders gefährlich waren die Kreuzwege; man hat daher an solche Punkte häufig Christuskreuze aufgestellt und dadurch die meisten Hexen vertrieben.

Hexen haben eine besonders böse Kraft in ihren Augen, wenn letztere starr auf etwas gerichtet werden, wie bei den Truden; man nennt dieß „den bösen Blick". Eben so haben sie eine eigene Kraft, wenn sie Gegenstände, Menschen oder Thiere mit den Fingern streichen oder die Hand auflegen.

Sie können das Lebloſe tanzen, ſpringen und fliegen machen, und ſtreicht eine eines Menſchen Fuß oder Hand, ſo wird das Glied für immer lahm, und kann ſelten geheilt werden.

Streift die Hexe einer Kuh über den Rücken hin, doch meiſt verkehrt gegen die Haare, ſo kann ſie dieſelbe „erdattern", und bald tod hinſinken machen.

Es iſt daher eine Hauptregel, wenn man eine Weibsperſon im Verdachte der Hexerei hat, ſie nicht in die Nähe kommen zu laſſen, und ſchlägt ſie einem auf die Schulter, ſo gebe man ihr ſogleich den Streich auf die nämliche Schulter zurück, wie beim verkappten böſen Feind, wodurch die ſchädliche Wirkung aufgehoben wird.

Eine alte Sage berichtet, daß einmal ein flinker Bauernburſche, der über die Stiegelen und Gitter (Zaungatter) allemal ausſprang — ſie nie aufmachte — einmal nach Gebetläuten einer Hexenfahrt nicht auswich, auf den flachen Händen wie ein Gaukler, den Kopf unten, die Füße in der Luft, heimgehen, und lange Zeit zum Staunen und zur Warnung ſo herumwandeln mußte.

Man ſieht die Hexen auf ihren Fahrten häufig in Katzen und Krähen verwandelt, daher Katzen und Krähen ſtets mit einer gewiſſen Furcht betrachtet werden, und wenige Menſchen getrauen ſich, dieſe Thiere zu tödten; eben ſo wenig Kröten, der Hexen Lieblingsthiere, in die ſie ſich wohl ſelbſt verwandeln. Von Hexenverwandlung in ſolche Thiere giebt es manche Sage, z. B. die vom Hintermüller zu Hötting.

Es mag wohl ſchon mehr den 100 Jahre her ſein, als der junge Hintermüller zu Hötting, wenn er nachtwachen mußte wegen dringender Arbeit, von einer ſchrecklich großen ſchwarzen Katze beirrt wurde, welche um Mitternacht aus der Radſtube hervorkam, um ihn herumſchwänzelte, laut ſchnurrte und dabei mit den grünfeurigen Augen ihn unheimlich anblickte. Endlich wurde dieſer ſeltſame Gaſt dem Müller läſtig; er verſteckte ein ſchneidiges Beil, und wie die Katze einſt wieder kam, ſchlug er ihr eine Vorderpfote ab. Da ſchrie ſie jämmerlich und hinkte blutend hinaus. Jetzt betrachtete der Müller die Pfote, es war eine Menſchenhand, und am Morgen, als er letztere ſeiner Frau brachte, die er vor nicht langer Zeit geehelicht hatte, fand er ſie im Bette mit abgehauener Hand. Die Katzenpfote war — ihre Hand. — Der Unglückliche hatte eine Hexe zum Weibe! —

Die Hexen fahren durch die Lüfte, jedoch manchesmal gehen ſie auch zierlich gekleidet auf Eroberungen aus, oder auf Bälle und zu ſinnlich üppigen Schwelgereien, zumal die jungen. In einem Seitenthale bei Steinach gegen Lavis hinein ging am Donnerstag Abends nach dem Aveläuten die Bauerntochter auf Beſuch in den nahen Einödhof, welcher einer alten Bäuerin gehörte. Am Wege begegneten ihr eilig dahinſchreitend eine alte und eine ſehr hübſche junge Weibsperſon, welche beiderſeits merkwürdig

gekleidet waren, fast wie Männer; sie trugen Lodenjacken mit grünen Aufschlägen und Spitzhüte mit kecken Hahnenfedern.

Im Einödhofe war die Bauerndirne, welche jene besuchen wollte, eine ehemalige Schulkameradin, gerade allein zu Hause, der Knecht war im Stalle beschäftigt.

Die Bauerntochter erzählte der Freundin von den zwei Weibsbildern. Sei still, sagte jene darauf, das ist meine Bäuerin und ihre Tochter gewesen, welche alle Pfingsttag (Donnerstag) auf Hexenbälle gehen, bald „wiff" als Jäger, bald als Katzen. Ich getraue mir nicht fortzulaufen, und rette mich nur dadurch, daß ich nicht verhext werde, indem ich ein geweihtes Amulet trage und vor dem essen und trinken in die Schüssel etwas Weihwasser hineingieße. —

Die „Peterer-Goasweibelen" in der Gegend von Latzfons und Klausen erfreuten sich einer besonderen Berühmtheit, sie waren als „Wetterhexen" gefürchtet und noch leben alte Leute dort, welche deren gekannt haben.

Man kannte es sogleich, wenn sie um Wetter zu machen ausgingen, denn ihr Anzug war dann leicht und schlicht und die Haare zerzaust und fliegend; dann stiegen sie gen die Kampfspitze (bei Latzfons) und die Leute im Orte jammerten: o weh! heut können wir uns richten, seht ihr, die Goasweibelen steigen hinauf!

Sie übten am meisten Zauber durch Kröten, denen sie emsig nachspürten, und von welchen sie stets eine Menge im Hause hatten. Ein sonderbarer Glaube war verbreitet, nämlich daß die Goasweibelen, wenn sie in die Kirche kamen, auf dem Kopfe Milchseichen (Milchseiher) trügen, die aber nur von dem Priester während der heil. Messe gesehen werden konnten. Eben so mußten sie, wie alle Wetterhexen, am Frohnleichnamfeste Milchseichen oder Melkstühle auf dem Kopfe tragen.

Jedermann erschrack, wenn ein solches Goasweibele in ein Haus kam. Man gab ihnen sogleich, was sie verlangten, denn sonst war eine Verwünschung (Vermeinung) gleich fertig; dann fehlte es bald im Stalle, bald im Felde, oder Krankheit befiel die Hausleute, besonders die Kinder.

Ihre Zusammenkünfte hatten sie auf „Peterhöh", einem Berge, der noch jetzt als verrufen und gefährlich nach Gebetläuten und Nachts gemieden wird, daher ihr Name „Peterergoasweibele". Dabei ist merkwürdig, daß in den wilden Seitenthälern des Zillerthales gegen Stilluppe und Floiten in kalten Fernerhöhen ähnliche hexenartige und „Goasweibelen" benannte Erscheinungen sich ebenso finden und wiederholen, wie in wärmeren südlichen Klausen.

Die Hexen halten am liebsten auf den höchsten Bergspitzen Zusammenkünfte und Tänze, wo sie auf einem Besen reitend ankommen und wobei auch ein schwarzer Bock nicht fehlt. Sie „beschreien", „vermeinen" die Kinder, daß sie siechen, drücken Jünglinge als „Alp" (Trudenheren) während

der Nacht, und beschädigen ihre Umgebung mit dem „bösen Blick". Sie sprengen das Weidevieh über Felsen, jagen den Wanderer ins Verderben, führen ihn als Irrlicht auf Abwege, daß er im Sumpfe versinken muß (diese Eigenschaft hat auch die finnische böse Waldfrau Ajataa). Sie bezaubern die Kühe, daß sie Blut statt Milch geben oder unfruchtbar werden; sie melken den Kühen außen durch die Zaunhölzer und Baumzapfen und „Melchstricke" die Euter leer, machen die Ochsen lahm und die Schafe brandig, senden in Gärten und Kornfelder häßliches Gewürm, ekelhafte Larven und Schnecken, welche mit welkmachendem Schleim alles überziehen.

Sie fliegen durch den Kamin aus; ihre Anwesenheit wird durch eine Menge von Fledermäusen verrathen, auch zeigt sich ihre Nähe den Menschen durch ein gewisses Ohrensausen an, so daß man sich angerufen oder die Todtenglocke zu hören meint. Macht man Feuer auf, so wird bald Gluth und Asche durch Windstöße von Oben abwärts auseinander getrieben.

Sie suchen frische Gräber aufzuwühlen, unbegrabene oder unbewachte Leichen benützen sie zu böser Lust und schänden die Todten; wenn sie einmal wo angesiedelt sind, dann vermag sie kein Mensch zu vertreiben, außer durch das Walburgisfeuer. Es werden nämlich an einem Donnerstag um Mitternacht von Kienspänen, schwarzrothgeflecktem Schierlingskraut, Springwurzel, Rosmarin und Schlehdornreisern Bündel gemacht, diese werden dann am 1. Mai angezündet und verbrannt, jedoch von solchen Menschenhänden, welche sich vorerst durch die Gnaden der Kirche von allen Sünden gereinigt haben. Zuvor werden drei Tage hindurch sämmtliche Wohnungen gereiniget, und mit Wachholderbeeren und Rautenkraut geräuchert.

Am 1. Mai nach dem Gebetläuten, wenn die Abenddämmerung eintritt, beginnt das Hexenverjagen, man nennt es „das Ausbrennen der Hexen". Knaben und Männer lärmen mit Schellen, Glocken und Pfannen, die Weiber tragen Rauchgefäße, die Hunde werden alle von den Ketten gelassen und ziehen bellend und heulend mit, und Thüren und Fenster stehen bei Häusern und Hütten alle angelweit offen. Sobald die Kirchenglocken drein zu läuten anfangen, werden die Reisigbüschel auf hohen Stangen und das Rauchwerk angezündet; jetzt werden auch alle Haus- und Eßglocken geläutet; Schellen, Glocken, Pfannen, Hunde, alles muß lärmen, und unter diesem fürchterlichen Lärme schreit jeder so laut er kann:

„Hexe fluich — fluich von hier,
Oder es endet schlecht mit Dir!"

Dann wird siebenmal um Haus, Hof und Dorf gelaufen. Die Hexen, durch den Lärm aufgescheucht, durch den mystischen und geweihten Rauch betäubt, werden aus ihren Höhlen und Wohnungen aufwärts getrieben. Sie ziehen ziſchend hin und her, grollen und verwünschen das lärmende Volk; jedoch der schwarze, geweihte Rauch, der sich unter die Hexen hinein-

zieht, verhindert es, daß die Verwünschungen und Zauber sich erfüllen können, und so wird die Gegend gereinigt.

Der Brauch des „Walburgisfeuers" wurde einer Legende zufolge dadurch eingeführt, daß die heil. Walburgis im VIII. Jahrhunderte durch solche Feuer die Heren von Heidenheim vertrieb.

Man vertreibt die Heren mit geweihten „Dreisgenkräutern", Weihwasser, Kreuzen, Benediktuspfennigen u. s. w. Trudenfuß und alle jene Mittel, womit man die Truden abhält, thun auch für Heren gut. Geweihte Gegenstände, in der Schwelle der Stallthüren eingegraben, halten sie vom nächtlichen Eindringen ab. Viele Bauern brennen den Namen Jesus auf die Thüren von Haus und Stall, um böse Einflüsse abzuhalten, oder kleben einen „Hausſegen" als guten Schild vor die Hausthüre. Selbst auf die Hörner der Kühe brennen manche den Namen Jesus.

Man schützt ferner die Stallungen durch Aufstecken geweihter Palmbüschel, das heißt Weidenkätzchen, welche am Palmsonntage geweiht werden. Ebenso wirkt erfolgreich das verbrennen solcher Palmbüschel mit Kraut und Blumen der tauben Nessel.

Die Heren haben einen unwiderstehlichen Abscheu vor geweihten Dingen und vor der Kirche. Sie besuchen dieselbe mit großer Ueberwindung, um im Dorfe sich nicht zu verrathen; denn wenn sie in keine Kirche kämen, würde man sie bald im Verdacht der Hexerei haben. Sie besuchen daher den Gottesdienst, drehen aber dem Altare Rücken und Hintern zu, und bekommen heftige Zuckungen und Krämpfe beim Anblick des Allerheiligsten. Die Stellung mit den Rücken gegen den Altar merkt man nicht, wenn man nicht besondere Kunststücke anwendet.

Wer die Heren in ihrer wahren Gestalt sehen will, der mache im Geheimen einen Schemel von neun verschiedenen Holzgattungen und leime unter denselben Haare von sieben Jungfrauen. Wer dann am heil. Dreikönigtag in der Kirche auf diesen Schemel kniet, der wird während der Aufopferung die Truden und Heren, welche gerade gegenwärtig sind, zur Riesengröße aufschwellen sehen.

Ein Schemel von neunerlei Hölzern, auch ohne Haare, thut es ebenfalls, wenn man in der heil. Nacht während der Mette darauf kniet. Man wird dann die Truden und Heren sehen, denn sie knien umgekehrt. Es genügt auch, daß man sich vor der Christmette auf eine Bank von neunerlei Holz vor die Kirchenthüre setzt, da wird man sogleich die Heren erkennen, welche ein- und ausgehen; einige sollen den Kopf verkehrt tragen, um ja nicht gegen den Hochaltar blicken zu müssen; auch ein Stück Elzenholz im Sack getragen, giebt die Macht, die Heren zu erkennen, denn Elzen- oder Elrenholz ist ihnen der ärgste Dorn im Auge. Es ist das Elsbeerbaumholz: Sorbus torminalis, man braucht auch Sorbus Chamaemespilus,

Zwergelren und Zwergmispel genannt, nicht aber mit der „Mistel", Viscum, zu verwechseln.

Bei allen Räucherungen muß etwas geweihter Kirchenweihrauch zugesetzt werden.

Man entzündet solche Feuer im Freien und auf dem Heerde, oder man wirft geweihte Kräuter in die „Vestlgrube" neben dem Heerde, auf die dort aufbewahrten glühenden Kohlen, und während dieser Zeit betet man laut das Johannis-Evangelium.

Wenn auch dieses nichts helfen will, dann wirft man Sensen, Sicheln, Messer und allerlei schnitziges und schneidiges Eisengeräthe vor die Hausthüre. Dieses thut man jedesmal, wenn starker Hagel niederfällt; denn sobald die Schlossen daran schlagen, so werden die Wetterhexen mittelbar verletzt.

Bei Hagelwetter pflegt man auch noch in vielen Bauernhöfen einige Hagelkörner in die Vestlgrube der Gluth zu opfern, und andere zu zerkleinern, dann hört der Hagel bald auf, sagen die Gläubigen. Wo keine Vestlgrube ist, wirft man die Körner ins Feuer am Heerde.

Wenn man mit dem „Pinzgermesser" drein wirft in Hagel, Wind und Wetter, so fährt es in den Leib der Wetterhexe, das bringt sie nicht mehr heraus und hat für immer einen „Lecken" (Wunde). Solche Messer haben auf der Klinge neun Kreuze und neun Halbmonde. Es sind noch manche in Bauernhäusern des Unterinnthals aufbewahrt. Wenn während dem Heuen der Wirbelwind die Heuschöber vertragen (in die Luft führen) will, wirft man sie nach.

Einer der verrufensten Hexenplätze ist für Ober- und Unterinnthal der höchste Punkt des großen Solsteins, westlich bei Innsbruck, die „hohe Warte" genannt, nur selten und von den tollkühnsten Gemsjägern bestiegen. Die Hexen durchlärmen dort die Nächte vom Donnerstag auf den Freitag, „daß es ein Graus ist."

Ein anderer eben so großartiger Hexenplatz ist im Oberinnthal der „Hantennen", auf dem Uebergange, wenn man von Imst ins Pfafflar- und Lechthal geht.

Ein uralt berühmter Hexenberg ist im Nonsberg (Val de Non) in Wälschtirol der Roveno. Noch sind hunderte von Sagen über denselben lebendig. Da tanzen Hexenkinder mit. Nonsberg war lange ein Sitz der Hexenprocesse.

Mit Schauder zeigt der Bergführer im Zillerthale einen Hexenplatz, wenn man über die Schneide der Kruk, einen Ausläufer des Thierberges, geht. Da ist eine Stelle, wo drei Stöcke von umgehauenen Lerchbäumen stehen, welche einen symmetrischen Schusterstuhl bilden (∴). An dieser Stelle wächst kein Gras, man hört manchmal noch dort hohle Stimmen, so, wie wenn einer in einen hohlen Hafen spräche.

Alte Leute erzählen, daß man dort manchesmal abgebranntes Reisig fände, ja sogar Besenstumpen, die, wenn man sie über den Berg hinabwerfe, am andern Tage wieder oben liegen. Vor vielen Jahren habe einmal ein Bursche die Hexen belauscht, dafür haben sie ihn so zerzauset, daß er ohnmächtig aufgefunden wurde und die ganze Zeit seines Lebens nicht mehr reden konnte. Er starb als Stummer.

Auf dem Greßhorn ob der Au im Vorarlberg erkühnte sich einst ein Bursche auf dem dortigen Hexenboden den Hexen einen Tuck zu thun, und auf ihrem Tanzplatze eine Menschensatzung zu hinterlassen. Das kam ihm aber theuer zu stehen! Er wurde in der Nacht von den Hexen geweckt, und mußte einen glühenden Hammer bis an die Stelle tragen, wo er den Frevel verübte, und den Koth breit klopfen, dann zerzauseten sie ihn; er kam wahnsinnig nach Hause und starb an der Tobsucht.

Oberhalb der Innbrücke bei Zams, ohnweit Landeck, erhebt sich auf dem nördlichen Gebirge auf einem hohen glatten Felsen der „Zamserburschl" (Burschl = Hexenplatz). Dieß ist ein ebenso verrufener Ort, wie der „Landeckerburschl", der „Burschl" zwischen Prutz und dem alten Zoll. Noch jetzt will man an allen diesen Plätzen „allerhand Teufelsspuk" wahrnehmen.

Der verrufenste Hexenwald befindet sich am Pfade, wenn man von Flies bei Landeck ins Pitzthal geht, bevor man über den Piller steigt. Dieser Wald wird der Bannwald genannt. Hier waren förmliche Hexenkolonien und Hexensabbathe.

Die Hexen schaden am liebsten den Kühen und den eierlegenden Hennen. Die erstern sind des Bauern Augäpfel, er steht vor einer schönen milchgebenden Kuh stundenlang und träumt Nachts von ihr, wie der Cavalier von einem englischen Reitpferde, denn die Kuh ist sein Schatz, sein Reichthum, sein Alles — was über die Kuh geht, ist über seinen Horizont! Die Bäurin nimmt an der eilegenden Henne gleich lebendigen Antheil; fehlt es da, dann sticht es ihr ins Herz.

Die Hexe kann der Henne schon dadurch schaden, wenn sie (wie Truden) nur ein gelegtes Ei von ersterer mit ihrem bösen Blicke ansieht, und der Kuh, wenn sie dieselbe nur berührt.

Sobald Verdacht von Hexerei im Kuh- oder Hühnerstall obwaltet, da vergräbt man sogleich unter demselben die „führnehmste Bergpflanze" Einhanken oder „Einhacken" (Pedicularis), die einzige Pflanze, welche von Natur aus hoch geweiht ist und nicht die „Dreisgenweihe" braucht. Neben derselben muß eingegraben werden „der Teufels-Abbiß" (Scabiosa succisa), der von Schwarzkünstlern oft gebraucht wird. Deßwegen aber sucht der fromme Bauer jene seltene Varietät, welche weiß blüht, um die weiße Kunst anzuwenden; denn jene Scabiosa blüht im Allgemeinen bläulich und dunkel. Diese beiden Blumenbüschel segnet er, besprützt sie mit Weihwasser

und gräbt sie im Namen Gottes und der heil. Dreifaltigkeit betend und ohne ein Wort zu reden ein.

Durch Berührung machen die Hexen Menschen und Vieh krank. Von ihnen angerührte Glieder oder Theile räuchert man mit Bilsenkraut, welches zur Dreisgenzeit gepflückt und geweiht worden ist.

Wenn die Kühe durch die Hexen ausgemolken werden (das können letztere ohne im Stalle zu sein, von außen; sie ziehen nämlich die Milch aus Stauden, Zaunstecken, Tannenzapfen und dergleichen, mit denen nur die Euter von ihnen berührt wurden), so legt man in das Melchschaff einen „Drachenstein", wie ihn Drachen und Kröten im Haupte tragen.

Das alte Buch: Die Dreck-Apotheke, lehrt gar ein absonderliches Mittel gegen die Verwandlung der Kuhmilch in Blut. Eine Bäuerin im Oetzthal wendete selbes an, und die Hexe bekam es übel zu schmecken.

Wenn eine Hexe den Milchkübel so verzaubert, daß die Bäuerin keine Butter zu Wege bringt, so soll sie, oder auf der Alpe der Senn, etwas von der frischen Kuhmilch in den Abtritt schütten. Wenn man ein Eisen glühend macht und damit in den mit der Milch beschütteten Koth bohrt, so schießen alsbald der Hexe feurige Blattern auf.

Wenn ein Mensch oder Thier leidend geworden ist, und man will wissen, ob durch Hexerei oder nicht, so kocht man den Urin des Kranken in einem ganz neuen Hafen langsam ein. Wenn er beim Verdampfen aufbrodelt, so ist Hexerei im Spiele. Solcher Mittel giebt es noch eine Menge, es ist unmöglich, alle anzuführen.

Die Hexen bringen auch dadurch Seuchen und Krankheiten in Ställe und Häuser, daß sie verschiedene Sachen nebst Haaren unter den Stall vergraben oder ins Bette verstecken. Solche Sachen muß man, wenn man sie findet, verbrennen, wenn geholfen werden soll; denn bei solchen Fällen siegt die weiße Kunst nicht leicht gegen die schwarze. Daher legen sie auch gerne oft etwas an den Weg hin, daran der Finder Freude hat, aber — er bringt sich nur Unglück ins Haus: „daher sollst du, der du etwas findest, zuerst dreimal auf den Gegenstand spucken, dann verliert er die Zauberkraft und magst ihn zufrieden einstecken."

Eine einzige Ausnahme ist es beim gefundenen Brot, denn über diese „Gottesgabe" haben weder die Hexen noch der Teufel eine Kraft. Dieser Glaube ist besonders im Unterinnthale verbreitet.

Die Waldhexen hatten früher, wenn die Holzleute ihre Hacken (Hauen) vor der Hütte liegen ließen, dieselben durch Berührung so verzaubert, daß jene statt in den Baum auf ihren Fuß hackten und sich oftmals sehr beschädigten; daher spucken sie dreimal in die Hand, bevor sie mit der Arbeit beginnen.

Die Hexen vergiften auch Stallungen und Menschenwohnungen durch Pülverchen und Salben, wenn sie erstere in Speisen und Getränk mischen, und mit letzterer Thürschwellen und Futtertröge bestreichen.

Gegen alles Gift und Seuchen hilft dann am beſten die „Dreisgenkröte", welche ob dem Stalle aufgehangen wird, und zur größeren Vorſicht auch unter dem Dache eine. Da kann Einer Wunder über Wunder ſehen, wie die Dreisgenkröte anſchwillt, wenn eine giftige Krankheit im Anzuge iſt.

Wenn an einem Orte eine ſchreckbare Dürre überhand nimmt, daß Quellen vertrocknen, Waſen verbrennt und Bäume und Aecker zu Grunde gehen, dann ſehe man in der Gegend umher, ob nicht irgendwo die Hexe einen Todtenkopf in ihrer Hütte, oder auch in anderer, in den Rauchfang aufgehangen hat. Der Rauch, der den Todtenkopf berührt, hat die Kraft, über die Gegend fliegend die Dürre zu verurſachen.

Da muß man den Todtenkopf ſchnell entfernen und etwas vom verbrannten Waſen oder kranke Baumäſte in den Schlot hängen, dann kommt ſogleich Fruchtbarkeit und Feuchte zurück.

Wenn auf einer Alpe eine giftige Seuche ausbricht, dann pflegt der Beſitzer des Viehes oder der Senn den Kopf vom erſten an der Seuche krepirten Kalbele auf eine Stange zu ſtecken, dann hört dieſes Hexenmachwerk auf; bricht jedoch in jener Gegend aus, wohin der Kopf ſchaut.

Truden und Hexen verblenden auch die Sinne der Menſchen, daß ſie manchen Weg nicht finden, dann iſt gut, mit der Hand auf dem Boden drei Kreuze zu machen und laut zu ſprechen: Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heil. Geiſtes, ſchütze mich gebenedeite Gottesmutter vor Blendwerk und Irreführen der böſen Mächte! Dann bete man noch laut das Evangelium Johannis.

Wer ein im Dreisgen geweihtes „Marienröschen" (Lychnis diurna) bei ſich trägt, kann nicht am Wege verblendet werden.

Wer auf Hexenkraut (Circaea lutetiana) tritt (iſt deutſcher Glaube), muß die Schuhe wechſeln, ſo findet er den rechten Weg.

Die Hexen machen die unerfahrenen und bravſten Jünglinge hitzig, brünſtig und liebeswahnſinnig, entweder durch Liebestränke oder indem ſie in ein linnenes Beutelchen ein Haſenſchweifl und einige krauſe Haare von ihnen ſelbſt genommen hinein geben, dazu legen ſie ein Zettelchen, worauf geſchrieben ſteht:

S. T. T. I. A. M.

Dieß ſoll heißen: Satanas te trahat in amorem meum.

Dieſes Beutelchen wurde dem gewählten Opfer in das Kleid gebracht, und das konnte nicht gerettet werden, als wenn das Beutelchen ins Feuer geworfen und verbrannt wurde.

Die Hexen gehen meiſt mit umgekehrt aufgeſetztem Kopf herum; dieſes ſieht man nicht, weil ſie die gewöhnlichen Menſchen in einem fort täuſchen. Sie haben an allem eine Schadenfreude und ſogar an dieſem Blendwerk. Wer neugierig iſt, eine ſolche „Kehrhere" zu ſehen, darf nur im Dreisgen geweihtes Sinngrün (Vinca) über der Thüre feſtmachen, durch welche die

Hexe geht, und man wird sehen, wie der Kopf umgekehrt auf dem Halse sitzt. Zu diesem Versuche taugt aber das große Sinngrün nicht, sondern die kleine Gattung, welche in Tirol „das kleine Todtenveilchen" genannt wird (Vinca minor), auch muß das Todtenveilchen zuvor einige Zeit unter dem Meßbuche des Geistlichen zur Evangelienseite gelegen haben.

Die „Kehrhexe" erscheint jetzt noch im Oberinnthale häufig, beim „Schemenlaufen" in Imst am „unsinnigen Donnerstag", wo noch einige echte Sagenfiguren vorkommen. Da tragen sie entweder ihre Hexenlarve auf den Hintertheil des Kopfes gebunden und haben das Gesicht mit einem Tuche zugedeckt, jedoch so, daß sie durchsehen können. Man sieht auch solche, welche zwei Gesichter, beides erschreckliche Hexenlarven, tragen. Am gewöhnlichsten tragen die Darsteller die Kleidung verkehrt, nämlich das rothe Mieder ist rückwärts zusammengeschnürt, statt vorne bei der Brust, wie es im Oberlande Sitte ist, daher ist auch der gelbe Brustfleck und die blaue Schürze hinten, während vorn der reichfaltige rothe Rock flattert. Die sonst weißen Hemdärmel sind pechschwarz angestrichen. Demnach alles verkehrt.

Die Hexen zaubern nicht selten die herrlichsten Speisen auf den Tisch, auch das ist eitel Blendwerk. Wer bei einem solchen Gastmahle zufällig anwesend wäre, oder wer Speisen im Verdachte der Verzauberung hat, soll geweihtes Dreifaltigkeitwachs an den Löffel kleben, im Namen der drei höchsten Namen damit in die Speisen fahren, und — statt der wohlduftenden Speisen wird er Kuhfladen, Kröten, Roßknödel, Haare und Todtenbeine erblicken.

Wenn sich beim „Wettern" die Hexen an die Baumgipfel ansetzen und zwischen Rinde und Holz der Bäume sich verbergen, ein Beweis, daß sie in luftförmiger Gestalt bisweilen zaubern, ists gut, wenn man einen Mistelkranz (Viscum) um den Baum zieht; dann sind die Hexen abgesperrt, und das Wetter hat ein Ende.

Daß die Hexen sich zwischen Rinde und Holz verbergen können, ist sehr übel für die Wanderer; denn geht einer durch einen Hexenwald, so sieht er nichts, auf ihr Versteck denkt niemand. Ist er dann drinnen, so fahren sie heraus und spielen ihm übel mit.

Der Begriff von den Truden, welche das bekannte Alpdrücken verursachen, fällt im Volksaberglauben Tirols mit dem von den Hexen völlig zusammen. An den Alp (Alf, Elf) der germanischen Mythe ist hier nicht zu denken, man hört im Volke dieses Alpenlandes gar nicht, oder nur von Vornehmen die Rede: der oder das Alp hat mich gedrückt; es heißt immer die „Trud'". Auch der Ausdruck Nachtmar' begegnet nicht, er ist mehr im deutschen Norden und an den Nordküsten heimisch.

Es gehen viele, sehr viele Trudensagen im Lande um, aber ihr Gepräge ist sehr übereinstimmend, weil die böse Handlung der Trude (als solche, nicht als Hexe genommen) immer eine und dieselbe ist: das peinliche

drücken. Doch mag es als ein eigenthümlicher Zug noch gelten, daß in Tirol auch der Glaube allverbreitet iſt, daß wenn eine Trude oder auch eine Hexe einen Menſchen, ſei es im ſchlafen oder im wachen, anbläst, der Angeblaſene kahlköpfig wird; daher wird nicht ſelten die Rede vernehmbar: den hat g'wiß oani anblaſ'n.

Truden ſind junge oder ältere Weibsperſonen, welche einem unwiderſtehlichen Triebe folgen, und Mitternachts Leute drücken. Dieſer Drang iſt ihnen angeboren, indem ſie in einem böſen Zeichen das Licht der Welt erblickten, oder die Wehmutter ſich eines Zaubermittels bediente, oder die Mutter ſtatt chriſtlichen Ertragens der Wehen den Teufelsnamen anrief. Ein ſolches Mädchen wird nun Trude, hat böſe, ſinnliche Eigenſchaften, ſo daß ſie theils aus Bosheit und theils aus Trieb drückt, und mancher junge Bauernburſche, ſtark wie ein Fichtenſtamm, wird nach und nach ein erbärmliches Opfer, wenn er nicht ein Mittel gegen die Trude anwendet, deren es unterſchiedliche giebt.

Die Trude zeigt keinen beſondern Unterſchied von andern Weibsleuten, als daß ſie die Augenbrauen gegen die Naſe hinab völlig zuſammengewachſen und wohl buſchig hinausſtehend hat, auch mit ſtarren, kalten Augen blickt. Sonſt iſt ſie friſch und munter bei der Arbeit, hat aber einen Zug nach den Geheimniſſen der ſchwarzen Kunſt, mag die Hexen gern leiden, und je älter ſie wird, deſto mehr ſchließt ſie mit denſelben Freundſchaft, erlernt endlich die Hexerei, beſucht die Hexentänze und übergiebt ſich der Macht des Teufels.

Wenn die Trude juſt keinen Mann auftreibt, ſo drückt ſie im Walde die Bäume; iſt ſie verheirathet, ſo nimmt ſie ihrem Manne alle Mannheit.

Sie drückt auch Thiere, Kühe und Pferde und hat manch ſchönes Stück erdrückt.

Wenn ſie einen Menſchen drückt, ſei es Mann oder Weib, ſo hilft man ſich am beſten, daß man die Daumen in die Hände einzieht, denn man kann ſich ſonſt nicht helfen, weil man weder aufſpringen noch ſchreien kann.

Auch iſt ein Mittel, vor das Bette einen Schuh, den man bei Tage getragen hat, umgekehrt hinzuſtellen.

Wenn einen eine Trude drückt, ſo kennt es ein Kamerad, wenn er mit in der Stube iſt, ſogleich, auch wenn er die Trude nicht ſieht, wie es oft der Fall iſt, am ſchweren Athmen. Dann darf er nur den Gedrückten beim Namen rufen, ſo flieht ſie ſchnell fort.

Wenn einer die Trude kommen hört und ruft ihr zu: komm morgen um die drei weißen Gaben, dann geht ſie gleich fort und kommt am andern Tage, und dann kann man erkennen, wer ſie iſt. Man muß ihr weißes Salz, weißes Mehl und ein weißes Ei geben, dieſe drei Gaben wird ſie nehmen, und niemals wieder kommen. So befreit man ſich am beſten.

Auch hilft gegen Trudendruck, wenn man eins von den beiden Truden-

kreuzen über die Eingangsthüre, auf das Bette oder die Wiege zeichnet, entweder so: oder so: . Ebenfalls sehr gut ist, wenn man von einem geweihten rothen Wachsstock, der an der Mariakerzenweihe, in Tirol das Fest „Marialichtmeß" genannt, geweiht wurde, einen solchen Trudenfuß macht und wie ein Amulet auf dem Herzen trägt.

Den Eingang des Hauses oder Stalles verwahrt oft ein Trudenfuß, welchen man einkratzt, oder mit Kohlen außen vorzeichnet. Auch ein „Pfaffeneisen", deren man auf den höchsten Bergen findet, ob der Thüre aufgehangen, vertreibt sie; ebenso ein Horn von einem schwarzen Bock.

Wer Thüren und Fenster so fest zuschließt, daß die Trude nicht eindringen kann, den schlieft sie durch das Schlüsselloch und durch Fensterklüfte oder Löchlein herein, und zwar in Strohhalmform, denn es wohnt ihnen die Gabe bei, sich in Stroh zu verwandeln, und es ist fast immer vorgekommen, daß der Getrudete, wenn er meinte, sie fest gepackt zu haben, nichts als einen Wisch Stroh in Händen hatte.

Damit sie nicht als Stroh (halmweise) ins Schlafzimmer können, muß man geweihtes Werch in Schlüssellöcher und Klunsen stecken.

Ein alter Bauer von Pfitsch im Eisackgebiet behauptete, daß ihm in jungen Jahren die Trud oft gedrückt habe; er hat denn durch viele Jahre sich über diese Trudenangelegenheiten unterrichten lassen, und war förmlich ein unermüdlicher „Trudenforscher" geworden. Er theilte mit, daß die Truden an den Füßen gar leicht zu erkennen seien, sie haben nämlich die Gestalt des letzteren der oben dargestellten Trudenkreuze, welches in einem Zuge mit 5 Linien gemacht wird, welche sie sorgsam im Schuh verbergen. Wenn sie aber älter werden und im Hexenbund sind, so drücken sie dieses Zeichen mit den Füßen in die Steine ein, wo sie auf ihren Hexenflügen sich niederlassen; daher kommt es, daß man die „Trudensteine" mit solchen und ähnlichen Zeichen bezeichnet findet, und da solle man in nächtlicher Zeit ja nicht ausruhen.

In Tirol pflegt man nebst dem Trudenfuß zur Abwendung von Truden und auch von sonstigen Hexenschäden gegen Alt und Jung, Menschen und Vieh, auch die Buchstaben **I. N. R. I.** zu setzen.

Junge Truden, welche den guten Willen haben, dem bösen Triebe zu widerstehen, und denselben wie eine böse heftige Leidenschaft mit Gottes Hilfe bekämpfen, können gerettet werden; doch müssen sie einmal ein Thier, welches ihnen ein Bauer freiwillig schenkt, zu Tode drücken.

Am Mittelgebirge und gegen die Hochgebirge hinauf am rechten Innufer bei Innsbruck, von Amras nach Hall, liegen einige „Trudensteine". Man kennt sie unter keinem andern Namen, sie haben Zeichen an sich, jedoch sehr verwischt und verwittert. Auf einem derselben will man beide Trudenfüße herausfinden.

Die Trudensagen nehmen jetzt sehr ab wie auch die Hexensagen; dergleichen Anklagen wie noch vor fünfzig Jahren kommen keine mehr bei den Gerichten vor, weil die Geistlichen die Leute darüber belehren und aufklären.

An gar mancher Oertlichkeit Tirols blieb der Hexen- oder der Trudenname so fest haften, daß er selbst in ethnographische Werke über dieses Land überging. So liegt im Eisackgebiete über dem Orte Lengstein der Hexenboden, bekannt als einer der Blocksberge Tirols. Im Rienzgebiete oder im Enneberge, nahe dem oben S. 242 erwähnten Buchenstein über Andraz, erhebt sich der berüchtigte Hexenfelsen, Sass' de Lagatschö, oder Sasso di Stria. In der Sölk, im Ensthale, findet sich nahe eines alten Schlosses die Trudenhöhle, in der einst eine Hexe gehaust haben soll, und diese dunkle Sage könnte vielleicht nach der germanischen Frühzeit hinweisen, und die Trude eine Heidenpriesterin, eine Alrune, gewesen sein. Zwischen Botzen und Neumark ist ein Höllenthal und ein Trudenthal nur durch den Eislonberg geschieden, durch letzteres zieht die Fleimser Straße.

Im Vorarlberg kennt man die Truden unter der Benennung Schröttlich, dieß ist das Schrättel oder Schrettel, von Scrat, Waldschratt, eigentlich ein Geist von elbischer Natur, und daher auch wieder Alf und Alp, eine Einzelerscheinung, keine mythisch dämonische Gesammtheit, und im Vorarlberg eben nicht als Geist, sondern als Mensch mit dämonischer Macht und Eigenschaft gedacht.

Ursprünglich geht der Glaube, daß Geister oder feindselige Menschen das Drücken im Schlafe verursachen, jedenfalls in die Mythenzeit hinauf, wie ja auch der Hexenglaube älter als der Teufelsglaube ist. Hexen und Truden sind die letzte Verjüngung der altheidnischen Anschauung von der dämonischen Nachtmar, deren persönliche Schilderung, wie sie sich vorfindet, namentlich der Zug, daß beide Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen erscheinen (welche Menschen am Rhein Rätzel, auch Räzel, heißen), mit der Trude zusammenfällt. Der oder das Räzel begegnet auch Schräzel geschrieben, es giebt Schräzellöcher, wie es Wichtellöcher giebt, auch die Form Schratz kommt vor, in Baiern und Oesterreich heißt ein kleines Fischchen so, und selbst der Name des bekannten, Höhlen bewohnenden Raubthieres, des Ratz, scheint mit dem Schratz sprach- und begriffverwandt.

Pferde, die der Alp drückt oder die Nachtmar reitet, bekommen Schräteleszöpfe (Weichsel oder Wichtelzöpfe).

Eine nahe Verwandtschaft des Schrettel mit der Trude giebt sich auch darin kund, daß der Wirbelwind, den bekanntlich die Hexen erregen sollen, in Niederbaiern Schratl heißt, an anderen Orten aber Trud.

Auch den Schrettlein wurde hie und da, wie der Prechtl, zu Nacht Speise vorgesetzt.

III.

Schwarz- und Weisskünstler, Wunderdoctoren.

Nur äußerst selten bedient sich das Tiroler Landvolk des Ausdruckes „Zauberer", an dessen Stelle es viel lieber „Schwarzkünstler" sagt. Dasselbe kennt nur einen Zauberer, und dieser ist ihm der Wunderdoctor Theophrasius, obschon mit verstümmeltem Namen.

Die Sagen, welche über Theophrast zu Wien, und noch mehr zu Salzburg heimisch sind, wo man noch sein Wohnhaus und seine Grabstätte zeigt, finden sich sämmtlich in Innsbruck wieder, und wiederhallen in mehreren Alpenthälern. Da wissen die Bauern im Alpbachthale und im Zillerthale, und durchs ganze Unterinnthal eine Menge Sagen zu erzählen, die sich zumeist um den mystischen Haselwurm drehen, wie um des Doctors Kuren und seinen wundersamen Tod. Manche Züge aus der niederländischen Faustsage, der vom Zauberer Cornelius Agrippa und der des Jean von Nivelle*) wurde hier auf Theophrast übertragen, und manch anderer sagenhafte Zug eingewebt.

Die Nachbarlande Tirol und das Salzkammergut haben so viel stammverwandtes, daß auch ihre Sagen ineinander verklingen, zumal der sagenreiche Untersberg der Grenze Tirols nahe genug liegt. Daher werden unten auch einige örtliche Sagen mitgetheilt, die jenseits dieser Grenze ihren heimischen Boden haben, aber in Tirol gern und oft erzählt werden.

Es kann nicht fehlen, daß in einem Alpenlande, dessen Bewohner auf die Nahrungsquellen durch die Viehzucht hauptsächlich angewiesen sind, diejenigen Männer in hohem Ansehen stehen, welche erkranktes Vieh zu heilen wissen. Der geschickte Thierarzt genießt daher nicht geringeres Ansehen, wie der Menschenarzt, und zwar auch dann, wenn ersterer nicht eben studirt hat, wenn er nur zu leisten weiß, was das Vertrauen des Landvolkes von ihm fordert. Geht nun die viehärztliche Kunst eines solchen Mannes ein wenig über den Horizont der biedern Bergbewohner, wird sie durch besonderes Glück gekrönt, oder weiß der kundige Mann sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben, so ist bald der Wunderdoctor fertig. Da aber Wunder nicht geübt werden können ohne Machthülfe von oben oder von unten, vom Himmel oder von der Hölle, so wird bald der Berufene als Wunderer im ersten, als Zauberer im anderen Sinne gelten. Letzteres aber vermag das Volk nicht so von einander zu halten, wie die Sagenforschung dieß thun soll, sondern es verwechselt beide Begriffe, und so wird ihm auch der Wunderdoctor häufig entweder zum Bewältiger des Teufels, oder zu dessen Bündner, oder beides zugleich. Da nun das

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch: 141. 142. 143.

Gebirge groß ist, und der Alpenweiden und Heerden schier unzählige sind, so mußte es auch viele Männer geben, die sich mit arzneien des Viehes abgaben, und daher die mannichfaltigen Sagen von denselben. Die Künste, welche nächst den Kuren von denen in Anwendung gebracht wurden, die sich der Zauberübung im Schlimmen oder im Guten ergeben hatten, waren Luftfahrten, Freikugelschüsse, andere und auch Wild fest („g'frorn") machen, „'sbringen mach'n", d. i. den Dieb zu zwingen, das gestohlene Gut wieder zu bringen u. A. Es gab und giebt auch noch Bauerndoctorinnen von weitem Ruf, die ja nicht, ob ihrer magischen Künste, mit den Hexen zu verwechseln sind, wie es überhaupt ein eigenthümlicher Zug in diesen Sagen ist, daß Schwarz- und Weißkünstler und Wunderdoctoren sammt und sonders häufig gegen die Hexen ankämpfen, so daß der Teufel demnach seine eigenen Bündner sich gegenseitig schädigen und verderben läßt, woran er seine besondere Freude hat. Viele der örtlichen Sagen bezeugen dieß, und es ist merkwürdig genug, ja ächt teuflisch, recht nach dem alten Spruch:

Böses mit Gutem lohnen ist Gottes.
Gutes mit Gutem lohnen ist des Menschen.
Böses mit Bösem lohnen ist des Thieres.
Gutes mit Bösem lohnen ist des Teufels.

IV.

Venediger-Manndl und fahrende Schüler.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß kein Thal im Lande Tirol vorhanden ist, in welchem nicht Venedigermanndlsagen erzählt werden, woraus deutlich erhellet, daß einst bei dem übergroßen Reichthume an den edelsten Metallen und Mineralien Leute von allen Weltgegenden ins Land kamen, um die Schätze der Erde zu Tage zu bringen und davonzutragen.

Vorzugsweise scheint das reiche Venedig, der berühmte Handelsplatz der Goldwaaren, wo noch Millionen zierlicher Goldperlen zu Goldkettlein gereiht in die weite Welt ausgehen — seine Goldsucher und Goldfinder in das Land Tirol gesendet zu haben, welche durch verschiedene Mittel zu ihren Zwecken zu gelangen suchten; denn sie betrieben ihr Goldsuchergeschäft so geheimnißvoll, kamen und gingen auf solche abenteuerliche Art, daß man sie fast fürchtete, und ihnen gern auswich, denn man hielt sie für Schwarzkünstler und Teufelsverbundene.

Doch nicht allein die Venediger-Manndl, welche man an der Kleidung und Sprache schon von Weitem erkannte, zogen ins Land, es kamen auch „fahrende Schüler", „Studenten" und (doch sehr selten) „Goldjuden", welche sich mit gleichen Beschäftigungen im Lande herumtrieben.

Das Volk hielt letztere ebenfalls für Schwarzkünstler, und versteht noch jetzt unter „Venediger", „fahrender Schüler" und „Student" das gleiche — nämlich Leute, welche übernatürliche Wissenschaften besitzen, mittels deren sie zaubern und die verborgensten Goldlagen und Goldwässerlein finden können.

Die Venediger-Manndl waren meist in Sammet gekleidet, so wie sich die reichen Venediger Bürger vor mehr den 200 Jahren trugen. Andere hatten dunkle Reiseröckl an; andere waren in abgenützte Kleider gehüllt, doch stets war deren Farbe sehr dunkel oder schwarz vom Kopf bis zum Fuß, was ihnen ohnehin einen unheimlichen Anstrich verlieh.

Die „fahrenden Schüler" und „Studenten" und die „Goldjuden" hatten freundlichere Anzüge (manchmal jedoch war einer darunter wie ein Bettler gekleidet), da waren auch bisweilen deutsche Landsleute dabei.

Die Venediger-Manndl kamen im Frühjahre an, verbreiteten sich in Deutsch- und Wälschtirol und im Vorarlberg, arbeiteten während des Sommers in den Bergen und Schluchten, und zogen im Spätherbst mit Gold beladen heim nach Venedig. Sie konnten um so leichter überall eindringen, weil sie über das giftige Gewürm und andere Hindernisse Meister waren. Sie nahmen ihnen das Gift und die Macht, und noch jetzt meinen viele alte Leute, daß sie die Ursache waren, daß so wenig giftige Nattern gefunden worden. Andere kamen im Frühjahre, stellten zu den Goldwassern und Quellen kleine Kästen ein, gingen einige Zeit fort, um später die indeß voll Goldkörner gewordenen Kästen auszuleeren.

Im Vorarlberg sollen sie mit „Venedigerweibelen" über Sommer gearbeitet haben.

Sie waren kleiner Statur, aber stark und rührig und brauchten nicht zu schlafen, und wenn sie sich kochten, so machten sie das größte Feuer in einem Heustadl auf, zum Staunen der Bauern, und feuerten im Heu oder Stroh, ohne daß die Flamme etwas anzündete. Gleiche Kunst messen deutsche Sagen häufig den Zigeunern bei. Sie sprachen wenig mit den Leuten; wer ihnen gefällig war, dem schenkten sie reichlich Gold, jedoch in versteckter Form, nämlich in Kohlen- oder Wassergestalt. Die meisten Beschenkten warfen die Kohlen fort und schütteten das Wasser aus; andere, so es heim trugen, fanden statt der ersteren schöne Goldklumpen und den Wasserkrug voll Goldkörner.

Wer den Venediger-Manndln hinterlistig Schaden zufügte, war ein verlorener Mensch; sie versteinerten ihn für immer. Sie hatten eine besondere Gewalt über schlechte Menschen, vorzüglich über solche, welche ohne sich zu segnen ins Gebirge gingen, oder an Sonntagen, ohne der heiligen Messe beigewohnt zu haben, herumfanggirten. Des merkwürdigste jedoch war, daß ihr Leib keinen Schatten warf! —

Der Name „fahrender Schüler" ist der allgemeinste im großen Langtaufererthal bei Nauders hinab gegen Vintschgau.

Bei Meran wird „Student" manchmal gebraucht.

Die Langtauferſer erzählen auch, daß einſt ein fahrender Schüler prophezeit habe, daß der Oetzthalerferner, der hinten das Thal abſchließt, über das ganze Thal herauswachſen werde, und die See'n von Graun und Reſchen zu Eis werden, und wo die benannten Dörfer ſtehen, würde eine Alpe ſein.

Jene erzählen weiter, daß einmal ein „fahrender Schüler" zu einem Hirten geſagt habe, der einem Ochſen einen Stein nachwarf: wenn Du wüßteſt, was der Stein werth iſt, ſo würdeſt Du das nicht gethan haben — mit demſelben hätteſt Du Dir eine ganze Heerde kaufen können. Der Hirt ſuchte — fand den Stein aber nicht mehr. Dieſe Redensart iſt auch auf deutſchen Gebirgen gang und gebe.

Wenn man über die „fahrenden Schüler" bei den alten ſagenbewanderten Bauern näher nachforſcht, erhält man folgende Aufklärung: „In Venedig — der goldreichen und mächtigen Stadt — hatte der Teufel ſelbſt eine Schule eröffnet, wo man Zauberei und Goldmacherei lernen konnte. Die Vorleſungen hielt er in einem tiefen Keller, welchen er allein im Stande war, ſo kunſtreich zu bauen, daß kein Tropfen Waſſer hineindringen konnte, obſchon das Golfwaſſer über demſelben ſtand. Da waren die jungen Venezianer ganz darauf verſeſſen, die magiſchen Künſte zu lernen. Der Teufel jedoch wollte es auch nicht umſonſt thun, er rechnete ganz natürlich auf die Seelen. Endlich kam man überein, daß derjenige der Schüler mit Leib und Seele des Teufels ſein ſolle, der als der letzte aus dem Keller gehen werde, wenn die letzte Vorleſung gehalten werde.

Die Schüler wurden nach und nach ſo pfiffig, und kannten ſich ſo weit ſchon über den Teufel aus, daß ſie ihn weidlich zu prellen ſich verabredeten. Als die letzte Vorleſung zu Ende war, und der Letzte herausging, wollte der Teufel ihn packen, aber der Schüler ſprach ſchelmiſch: Stock an! ich bin nicht der Letzte, da hinten iſt der Letzte, und zeigte auf ſeinen Schatten. Der Teufel ließ ihn los und haſchte nach dem Schatten, während dem war der Student ſchon fortgerannt, und — der Teufel voll Gift und Galle hielt den Schatten feſt in den Krallen. Seitdem konnte der liſtige Schüler ſelbſt im hellſten Licht niemals einen Schatten werfen, eine Eigenſchaft, die fortan allen fahrenden Schülern und den Venedigermanndln blieb. Ein anderer fahrender Schüler, der viele Künſte verſtand, und im Thale (Langtaufers) ſich große Goldreichthümer erworben hatte, wollte den Bauern auf ihre Bitte einen Gefallen thun.

Er war nur ein kleines Manndl, und doch ſprach er großmaulig zu den Bauern: Ich ſehe, Ihr ſeid in Euerem Thale verflixt geplagt von den vielen Beiswürmern, welche Euere Kühe anblaſen und tödten und Euch ſelbſt gefährlich werden, und auf der Neaderſeite (Schattenſeite) des Thales kommt Ihr zu keiner Aernte, wegen der böſen Reifen. Was wollt Ihr nun, ſoll

ich auch alle Würmer vertilgen, oder soll ich machen, daß ihr nie mehr einen Reif habt? — Da schauten die Bäuerlein ganz perplex das Männlein an, und dachten sich, so etwas kann eigentlich nur Gott Vater thun, wenn er will, doch meinten sie — wollen wir auch einmal des Manndls Macht sehen, und baten, es solle die Würmer vernichten.

Als dieser Wunsch ausgesprochen war, fragte jener, ob die Bauern niemals einen weißen Wurm unter den andern gesehen hätten? Sie erwiederten: Niemals! und es war auch so. Der Schwarzkünstler machte vor Mitternacht ein großes Feuer auf, und als es punkt 12 Uhr war, zog er ein Pfeiflein aus der Tasche und pfiff lange hinein. Da fing das ganze Thal zu zittern an, die Berge wankten wie bei einem Erdbeben, und von allen Seiten zischten und pfiffen die Würmer und rollten und krochen zu Tausenden heran und hüpften ins Feuer, wo sie mit ekelhaftem Gestanke verbrannten; und immer kamen neue, weil der fahrende Schüler immer wieder lockte; — doch — auf einmal hört er einen lauten Pfiff, der gerade so wie sein Pfeiflein klang. Als er diesen Pfiff hörte, wurde er leichenblaß und zitterte am ganzen Leibe und sagte: O weh, jetzt bin ich selbst verloren, denn das ist der „weiße Wurm"! Kaum hatte er dieses gesagt, so kam ein großer schneeweißer Wurm, wie ein Mannsschenkel so dick, herangerollt, mit einer Krone auf dem Kopf, umschlang den Wurmverderber, brach ihm alle Glieder ab, und kugelte sich mit ihm ins Feuer, wo beide zu Asche verbrannten. Seit dieser Zeit sind die Würmer im Langtauferserthale wirklich verschwunden, nur einige Nattern unschädlicher Natur finden sich manchmal als Seltenheit; aber der leidige Reif scheint dafür doppelt schädlich aufzutreten, und sie wären drinnen gar froh, wenn auch ein solch sich selbst aufopfernder Reifenvernichter einmal einwandern wollte.

Man zeigt noch heute den Ort, wo das Feuer angezündet wurde, es ist ein Hügel zwischen der „inneren Kirche" und dem Weiler Malagg.

Die Venediger besaßen zwei besondere Wunderinstrumente, um Goldbergwerke und Goldwasser zu finden. Einen Spiegel, der ihnen die Gegend und die unterirdische Lage der Erzgänge sogar in Venedig vor Augen brachte, und eine Kugel, die, wenn sie an der Stelle des Schatzes gruben, ihnen genau die Richtung nach dem Golde wies. Es war dieß eine Kugel von Messingblech, in welcher von allen Metallen ein Stücklein enthalten war, oder ein metallenes Ei, in Leder eingenäht. Die Kugel hing an einem Faden. Mit Daumen und Zeigefinger wurde dieser gehalten, und bald gewahrte man, daß die Kugel sich bewege und dahin sich schwang, wo das Gold verborgen lag. Die neuesten Schatzsucher (z. B. der „Lippenthaler" bei Hötting) gebrauchen noch immer eine solche Kugel, welche, wie sie sagen, von den Venedigermanndln herrühren soll.

Auch besaßen die Venedigermanndln die Kunst, pfeilschnell durch die Luft zu fliegen, wozu sie einen Mantel oder ein Tuch benützten; in

Vorarlberg erzählt eine Sage — die jedoch vereinzelt dasteht — daß einer auf einem Drachen davon flog.

In das Sagengebiet der Venedigermanndl und fahrenden Schüler reicht vielfach noch manche Kunde von sonstigen Landfahrern, namentlich von Zigeunern, so wie von Schatzgräbern, die sich häufig der Hülfe und des Beistandes der ersteren bedienten, von Schätzen, die sie hoben oder auch nicht hoben, von dem „blühen" oder „brennen", aufsteigen oder versinken, daher sich solche bezügliche Sagen am besten hier an- und einreihen lassen.

V.

Oertliche Sagen vom Teufel.

1.

Der Meineid-Schwörer.

Zu Hintersee (Kummersee) besitzt die Gemeinde Schönna zwei schöne Alpen, welche sie früher von den Passeirern nur in Pacht hatten. Am Ende behaupteten die Schönnaer, sie sei ihr Eigenthum, und begannen einen Rechtsstreit, welcher durch einen Eid entschieden werden mußte.

Ein Mann aus Schönna ließ sich zum falschen Eide herbei, meinte aber denselben auf folgende Weise zu umgehen.

Er steckte einen Löffel (Schöpfer) auf seinen Hut, und that Erde von seinem eigenen (Schönnaer) Gute in seine Schuhe.

So erschien er auf der Alpe und schwur: „So wahr ich den Schöpfer über mir und meine eigene Erde unter mir habe, die Alpe gehört an Schönna!"

Die Alpe wurde in Folge dieser Eidesleistung von den Richtern den Schönnaern zugesprochen. Aber alsogleich fuhr der Teufel von den Abhängen herab, faßte den Schwörer beim Hals und fuhr mit ihm mit Gestank, und einen Flammenstreif zurücklassend, stracks zur Hölle. Er schlug mit seiner Beute ein gewaltiges Loch durch die „weiße Wand" bei Hintersee, welches man als Warnungszeichen noch heute sieht; von dort fuhr er über Platt und Christl nach St. Martin hinaus, wo er auf einem Steine rasselte und die Leiche durch den Straßenkoth schleifte. Und dabei soll der Teufel geächzt haben: Nichts ist so schwer, als ein meineidiges Menschen-Aas. Diese Schwur-Sage ist auch in andern Gauen Deutschlands heimisch.

2.

Wildschütz ruft den Teufel.

Ein Wildschütz, der manchen Jäger schon niedergeschossen hatte, und ein unbändig wilder, verdorbener Mensch war, hörte einmal, als er auf

dem Plakerjoch, im Kitzbühler Uebergangsgebirge, wilderte, von einem ihm gegenüberliegenden Felsenhorn einen widerlichen Juchzer — dumpf und zerrissen — welchen der Wilderer sogleich spöttisch wiederholte.

Kaum war aber das geschehen, so hörte er den andern Juchzer in sein Ohr schreien, daß er fast erschrack, und sah einen grünen Jäger hastig über den Grat auf sich zueilen. Der Wilderer schlug nach seinem gewöhnlichen Brauch auf den Jäger an, und feuerte los, aber die Kugel fuhr ihm um seinen eigenen Kopf pfeifend herum, ohne den Jäger zu treffen; denn dieser verstand, wie es schien, das festmachen und bannen.

Jener kam grinsend näher, da faßte der Wilderer Muth und packte ihn mit den Händen; aber der Jäger schleuderte ihn weit hinaus über eine Felsenwand, welche viele hundert Klaftern in die Tiefe ging, daß ihm alle Knochen im Leibe zertrümmerten, worauf seine Seele dem Bösen zur Beute wurde.

Die Leute alldort fügen ihrer Erzählung hinzu: des Wilderers Maß war gefüllt, daher hatte der Teufel über ihn Macht bekommen.

Aehnlicher Sagen gehen viele um, so auch im Stubey, wo der Teufel als Schnalljuchzer oder G'schnalljuchzer einen Wilderer holte, nachdem er letzterem auf sein Juchezen geantwortet, und mit ihm in rabenschwarzer Nacht gerobblet hatte. Das war der Brugger Franzl, dem es also „schiech" (übel) erging.

3.

„Helf Gott!"

Ein frischer Bauernbub spazierte durch das Alpbachthal, da begegnete ihm der Teufel in Menschengestalt. Bald kamen beide mit einander in ein Gespräch, wie es Wandergesellen zu haben pflegen: Ziel der Wanderung, Zweck der Reise. Der Teufel fand Gefallen an dem Burschen und wurde vertraulich gegen ihn; er sagte ihm, daß er ausgehe, um ein leichtfertiges Dirndl aus einem Bauernhofe abzuholen, über welches ihm Macht gegeben sei. Der Bub, den das Dirndl dauerte, fragte, ob denn da gar kein Aufschub stattfinden könne und keine Rettung möglich sei? Darauf vertraute ihm der Teufel, das Mädchen werde bei seiner Annäherung nießen. Spräche jemand dazu „helf Gott!" so habe er noch keine Macht, sie von dannen zu führen; spräche man aber vornehm: zur Gesundheit! oder, wie sie in Bayern sagen: zur Genesung! so werde sie vor ihm nicht genesen, sondern müsse mit ihm gehen.

Selbige Rede merkte sich der Bub, und wie nun beide an den bestimmten Hof kamen, wo sie einkehrten, und noch dazu mit Butter und Milch gastlich bewirthet wurden, da nieste das Dirndl, und keine Seele rief ihm ein christliches „helf Gott!" zu, und da streckte der Teufel seine Kralle nach der Nieserin aus. Der Bub aber schrie laut auf: „helf Gott! helf Gott!

helf Gott!" Da fuhr alsbald der Teufel fuchsteufelwild zum Fenster hinaus, und ließ einen gräulichen Gestank zurück. Das Dirndl aber war gerettet, und besserte sich.

4.

Teufels Reitstatt.

Im Foißenkargraben unter der Foißenkar-Alpe im Spertenthale, bei Kitzbühel, liegt eine unheimliche Stelle, die heißt des Teufels Reitstatt. Ob der Teufel dort in Person geritten, erzählt die Sage nicht, nur das erzählt sie, daß dort einst ein Wilderer auf Gemsenraub umherkletterte. Ein Jäger, der im Walde versteckt war, sah den Wildschützen und schoß ihn nieder. Noch im fallen hielt der Wilderer seinen Stutzen mit gespanntem Hahne fest in der Hand, und wie der Jäger kommt und dem Gefallenen das Gewehr aus der Hand reißen will, drückt dieser ab, und das tödtliche Blei fährt dem Jäger durchs Herz. Da erhebt sich unter Sturmbrausen und dem lachenden Geschrei der Habergaisen ein Riesenteufel, setzt den einen Fuß rechts des Thalgrabens, den andern links auf, davon man noch heute die Spuren sieht, und streckt seinen Schweif, den er so gern auf alles legt, durch den ganzen Foißenkargraben bis zu den beiden Gehöften „auf der Mauern" und „Mitteraſt", nicht weniger als sechshundert Klaftern lang, die da liegen, wo der erwähnte Graben in den Spertengrund ausmündet. Darauf hat der Teufel sich in den Graben herabgebogen, und die Seele des Jägers, wie die des Wilderers in Empfang genommen, und beide zusammen in einen Topf gesteckt*).

5.

Der grüne Jäger.

Zu St. Johann im Unterinnthale hat sich Folgendes zugetragen.

Ein Mädchen, die von ihrem Liebsten verlassen war, weigerte sich, als Gast zu einer lustigen Hochzeitfeier mit Tanz und Musik zu gehen. Sie fluchte und tobte in ihrem Schmerz zu Hause, bis der Böse in Gestalt eines schönen grünen Jägers zu ihr trat und sie zum Tanze einlud. Jetzt besann sie sich nicht lange, und ging mit ihm zum Hochzeittanz ins Wirthshaus, um ihrem Treulosen keinen Triumph zu gönnen. Der Jäger tanzte so rasch und so flink, daß ihn alle Hochzeitgäste bewunderten, und sang und sprang von allen Tänzern am höchsten und besten; trotz dem allen aber graute doch jedem in seiner Nähe, denn er hatte einen Blick, wie eine Schlange, schlau und giftig. Aber die Dirne machte sich nichts aus allem; sie war lustig die ganze Nacht hindurch. Auf dem Heimwege fragte sie der Jäger, ob er nicht in der nächsten Nacht zu ihr „fensterln" kommen dürfe? Sie erlaubte es freudig.

*) S. Ritter v. Alpenburg: Märzenveilchen S. 35.

In der Nacht vom Stelldichein, als der Kirchthurm die 12. Stunde schlug, klopfte es an das kleine Fenster der Dirne. Das Mädchen machte auf, den Jäger zu grüßen, aber der Jäger, jetzt eine fürchterliche Teufelsgestalt, griff nach ihr und riß sie durch die schmalen Eisenstäbe hindurch, daß Fetzen von Haut und Fleisch an den Stäben hangen blieben, und das warme Blut über die Wände rann, und fuhr mit der Schreienden durch die Luft davon.

Die rothen Blutflecken kann man nicht fortwaschen und auch nicht verstreichen bis auf den heutigen Tag. Es geht damit, wie mit dem Blutfleck am Fenster des Klosters zu Maulbronn in Schwaben, durch das der Teufel den Doctor Faust zerrte*).

6.

Das Teufelsbildniß.

Im Vintschgauthale verabredeten sich einst mehrere Bursche eines Dorfes, zu ihren Mädchen fensterln zu gehen. Ihr Weg führte sie an einem Friedhofe vorüber, an dessen Mauer ein Schnitzbild sich befand, das den Teufel vorstellen sollte, da man nicht selten an Kirchhofmauern Paradies und Sündenfall, Tod und Auferstehung, Hölle und Teufel zur Erbauung andächtiger Seelen anbringt. Da das alte Teufelsbild etwas wackelig war, so kamen die lustigen Buben auf den Einfall, dasselbe mit sich fortzutragen, und damit den Dirnen einen Schreck einzujagen. Eine Strecke lang gegangen, sprach der, der das Bild trug: Jetzt trag ihn einmal ein Anderer, er hebt an, schwer zu werden! Kaum hatte er das gesagt, so sprach das Bild mit einer schrecklichen Stimme: Trag' mich, oder ich trag' Dich! Alle ergriff Entsetzen, niemand griff das Bildniß an; der es trug, mußte es fürder tragen, obschon die Last ihn fast zu Boden drückte. Da gingen die Bursche nicht zu den Mädchen, sie kehrten schleunig um und waren froh, als sie den Widum am Friedhofe erreichten, wo sie den Priester weckten, der den Träger von der Last losbetete, und das Teufelsbildniß wieder an die Stelle setzte, von der dasselbe genommen war. Der Träger aber wurde nicht mehr froh, spürte stets die schwere Last, und starb bald darauf.

7.

Die Teufelsplatte bei Galthür.

Zu höchst im Paznaunerthale und zugleich im Hinterpatznaun liegt Galthür, über 5000 Fuß über dem Meer bei den Uebergängen ins Montafon und Unterengadein. Dort war einst eine Alpe für „Galtthiere", da-

*) S. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 900.

her der Name „Galthür". Südlich zieht sich das Jammthal zwei Stunden lang mit sieben Alpen gen den Jamm- auch Jammerthaler-Ferner, einen Eiskoloß, der seine Eiskrusten und Zungen in die Paznauner-, Montafoner- und Engadeiner-Thäler hinab streckt und reckt.

Im benanten Jammthale liegen herrliche fette Wiesen und die „Teufelsplatte", ein Felsen, der schon viel von sich reden machte. Ein 5 Centner schwerer Eisenring soll drinnen stecken, den der Teufel selbst gefertigt hat.

Zwei Bauern von Galthür hatten jahrelangen Streit um eine nahgelegene Wiese; endlich verstanden sie sich darauf, daß die Gemeinde selbst einen Entscheidspruch thun solle, weil dieselbe ebenfalls rund herum Wiesen besaß.

Es wurde nun bestimmt, daß über der streitigen Wiese auf einem Felsen die zwei Gegner einen schweren eisernen Ring hinauswerfen sollten; wer den Ring am weitesten werfe, solle die Wiese haben, ja sogar noch allen Grund dazu, über den weiter als diese der Ring geworfen werde, denn nach der streitigen Wiese lagen noch ¼ Stunde breit Gemeindewiesen bis hinüber an die gensitigen Thalwände, wo gerade die Felsenplatte sie abgrenzte. Aber, setzte der Gemeindesprecher bei: sofern einer von euch nicht über die eigene Wiese hinauswirft, so soll die Grenze auch nur da bleiben, wo der Ring auf den Boden fällt, der andere Theil gehöre dann unser, dafür jedoch soll euch alles gehören, was ihr vom Gemeindegrasboden überwerfet!

Nach drei Tagen solle der Wettkampf stattfinden. Nun war einer der beiden Streitenden ein Mensch, der mehr wußte, als andere Leute; er verstand es, den Teufel zu bannen, und da er gedachte und hoffte, mit seiner Kunst alle Wiesen über die ganze Thalbreite zu gewinnen, so schloß er mit dem Teufel einen Pakt ab.

Als der Tag des Ringwurfes anbrach, versammelte man sich auf dem benannten Felsenhügel, da lag ein Eisenring bereit, jedoch von — fünf Centner Gewicht. Ha! dachte der Gemeindevorstand: das ist schon recht, den wirft keiner einen Schuh weit, und wir gewinnen die ganze Wiese. Zuerst mußte der Eine der Streitenden werfen, aber, o Weh! er vermochte nicht einmal den Ring vom Boden zu erheben. Nun kam der Andere, und dieser, durch des Teufels Macht gestärkt, hob den Ring auf, als wär's ein Fingerreif, und schnellte ihn über das ganze Thal bis auf die Platte hinüber, wo er noch tief in den Felsen hineinfuhr, daß man nur noch ein ganz klein wenig vom Eisen sehen konnte. Die Gemeinde-Abgeordneten staunten und kratzten sich hinter den Ohren, der Bauer hatte alle Wiesen gewonnen und lachte und sprang — aber drüben auf der Platte lachte auch Einer, und zwar ganz teufelmäßig.

Es dauerte aber nur eine kurze Zeit, so wurde der reichgewordene Bauer tiefsinnig und immer tiefsinniger; jedermann wich ihm und er wich jedermann aus, und von Jahr zu Jahr wurde er verstörter.

Einmal brach ein schreckliches Unwetter während der Nacht los, es zogen sich schwarze Wolken ob dem prächtigen Bauernhofe zusammen, welchen der Gewinner auf den schönen Wiesengrund hingebaut hatte, endlich fuhr ein Blitzstrahl in denselben, und als die Nachbarn helfen wollten, sahen sie aus dem Hause durch Flammen und Rauch einen Riesenteufel aufsliegen, welcher den Reichen am Genicke hielt und mit Leib und Seele desselben zur Hölle fuhr. Am Morgen waren alle Wiesengründe unter Steintrümmern begraben von den Felsenstücken, welche der Sturm von den Bergen herab gerüttelt hatte. Als Denkzeichen steckt noch der Ring in der Platte, welche seit jener Zeit „die Teufelsplatte" heißt.

8.

Der Teufel in Meran.

Beim Waiblwirth zu Meran saßen vier Bäuerlein aus der Umgegend und spielten 's Berlach (Berlak), ein bekanntes Kartenhazardspiel für 4 Personen, von denen je zwei Partner sind. Die Spieler waren so vertieft in ihr Hazardiren, daß sie nicht daran dachten, wie es just ein Quatemberabend war, und ein Bürger sie erst daran erinnern mußte, wie sich nicht zieme, in eine heilige Zeit hinein zu spielen.

Da lachten die Bauern den schlichten Bürger aus, hießen ihn einen bigotten Ultramontan und Pfaffenknecht und schwuren, daß sie selbst dem Teufel nicht weichen würden, wenn er herein käme. Und siehe da, wie sie den Teufelsnamen aussprachen, trat ein sonderbarer Jäger herein, mit einem so häßlichen bocksbartigen Gesicht, und mit grün und roth blitzenden Augen, daß sich die Gäste alle entsetzten. Jetzt trat er zu den Spielern hin, schlug jeden mit der Hand auf die Achsel (im Volksglauben ein sehr bedenkliches Zeichen) und graunzte sie an: Recht habt's, Brüderln! Spielt's nur lustig zu, trotz Quatember und Christusglauben, da muß ein warer Kerl drüber h'naus sein! Darauf lachte er grinsend auf die Karten und setzte sich hinter den Ofen. Die Spieler sagten kein Wort — die Gäste schlichen sich nach und nach von dannen. Da blickte einer der Spieler zum unheimlichen Jäger hinüber und sah, wie er mit seinen grünen Glasaugen wie ein Luchs sie anblickte und — daß er Geisfüße habe.

Das war genug — der eine stieß die andern an, sie begannen sich zu fürchten und liefen davon, und spielten nachher nicht mehr an heiligen Tagen. Dazumal wurde beim Waibelwirth fast täglich gespielt, und es war zuletzt dieser Teufel nicht mehr aus der Stube zu bringen. Endlich holte man einen Pater Kapuziner, Anton Maria geheißen, welcher im Rufe stand, in solchen Angelegenheiten nie vergebens gerufen zu werden. Und siehe, der Pater kam und der Teufel mußte weichen.

9.

Der Stelzengänger in der Higna.

In Reit hat man den Brauch, daß bei einer Hochzeit die meisten Leute von den Höfen der Pfarre eingeladen werden, so daß oft über 200 Hochzeitgäste zusammenkommen, besonders die, welche lustige Leute sind.

Als einst ein Brautzug mit sämmtlichen Gästen vom Wirthshause in der Nacht nach Hause ging, kam ein Spaßvogel dortiger Gegend, der Manharschi Barschtl von der Higna, auf hohen Stelzen in Teufelsvermummung entgegen gegangen, um die Gäste zu erschrecken. Er kam zu ihnen bei der „Mehrerbrücke" am Wege von Reit nach der „Higna". Das ist eine häßliche schrofige Gegend mit steilen Thalabhängen.

Alles lief davon und auseinander. Der Barschtl kehrte lachend und juchzend um, und eilte seiner Heimath zu (zum Hofe z'Manhart'n), aber — auf einmal kam ihm ein noch größerer Teufelsriese entgegen, auch auf Stelzen, und so hoch, daß er fast zum Himmel hinaufreichte.

Herrgott und alle Heiligen! schrie der Barschtl, warf die Stelzen fort, sprang über das Gewände gegen den Bach hinab und rannte nach Hause, wo er so naß ankam, als ob er im Bache gelegen hätte. Wie er über die Felsen, ohne sich zu beschädigen hinweggekommen, wußte er selbst nicht mehr. — Er hat sich nie wieder als Teufel vermummt.

10.

Die beiden Anklöpfler.

An den drei Donnerstagen vor der heil. Nacht ist in Tirol der Gebrauch, daß Kinder und junge Leute von Hof zu Hof gehen, und dort einen Reim aufsagen, wofür sie Aepfel, Brod u. dgl. bekommen. Auch in Schwaben und Bayern ist dieser Brauch bekannt und üblich.

Man nennt diese 3 Donnerstage die „Anklöpfler" oder Klöpflertage.

Am Tage gehen Kinder, bei der Nacht Erwachsene, und letztere übertrieben häufig den Scherz, denn sie hatten oftmals eine Geige bei sich, und wo aufgemacht wurde, wurde getanzt und den Anklöpflern auch Schnaps gegeben. Diese Mißbräuche zur Nachtzeit hätten die ältern Bauern gerne abgestellt gesehen; aber es nützte nichts, es wurde jährlich ärger.

Im Jahre 1804 gingen ihrer acht lustige Alpbacherburschen Nachts thalaus von Hof zu Hof mit Geigenmusik und Klarinette „anklöpfeln".

Einer davon machte sich eine Teufelsmaske, denn sie waren alle maskirt, was man auch, weil die Masken ordinär sind, „Huttler" nennt — und einen unsinnig langen, dicken Schweif. Man kann sich den Teufelsschweif wohl vorstellen, wie groß er war, denn jener gebrauchte dazu einen von den Faltenstrümpfen, wie sie in Alpbach im Brauch sind, welche auseinander gezogen, vom Unterboden bis zum Oberboden reichen.

So zogen sie fort, und der Teufel hüpfte immer lustig mit. Aber auf einmal sahen sie noch einen ganz gleichen, eben solchen Teufel, und da man sie nicht mehr von einander unterscheiden konnte, sah man deutlich und mit Grausen, daß der eine der rechte Teufel sei, denn man entdeckte die Geisfüße. Da zogen nach und nach alle stille heim, aber den verkleideten Teufel schlug der rechte zu Boden, zerkratzte ihn jämmerlich und ließ ihn dann liegen, als Warnung für andere. Mit Mühe wurde der arme Heiter wieder hergestellt. Seit dort hat dieser possenhafte Mißbrauch des anklöpfelns fast ganz nachgelassen, und auch bei andern Gelegenheiten wird vermieden, sich als Teufel zu verkleiden.

11.

Das Teufelsloch am Kunterswege.

Der berüchtigte Kunterswег ist eine gefährliche schluchtenartige Thalenge an der Poststraße von Innsbruck nach Botzen.

Wo die Berge am engsten beisammen stehen, erblickt man hoch oben am kahlen Felsen ein durchgebrochenes Loch, „das Teufelsloch" genannt; unterhalb desselben wurden Kruzifixe und Heiligenbild-Tafeln an die Wand geheftet, die als Erinnerung des Unglückes mancher Menschenseele und zugleich als Christentrost und Gebetmahnung dienen.

Einst war hier ein Fuhrmann bei schlechtem Weg und Wetter in große Verlegenheit gerathen. Die Wagenräder staken unbeweglich im grundlosen Morasse. Ein Peitschenhieb um den andern flog vergebens auf die schweißtriefenden Pferde; vergebens versuchte der Fuhrmann mit Winden und Hebeln zu helfen. In dieser verzweifelten Lage rief er unter furchtbaren Flüchen den Teufel an, und siehe da, ein vornehm in Grün gekleideter Herr mit langen Stiefeln stand plötzlich neben jenem, seine Hülfe anbietend. Der ob dieser unerwarteten Erscheinung anfangs betroffene Fuhrmann sprach: Gut, ich nehme Dein Erbieten an!

Doch aber nicht umsonst, — erinnerte der seltsame Fremdling. Willst Du mir ein Stück von Deinem Leibe dafür geben? — Nach einigem Nachdenken willigte jener ein. Kaum hatte der unheimliche grüne Mann einige unverständliche Worte gemurmelt, so rollte der schwere Lastwagen so leicht und schnell von dannen, als ging es über eine Tenne. Der Fuhrmann ward nun zur vertragsmäßigen Leistung aufgefordert. Flugs schnitt dieser ein Stück von einem seiner überlangen Fingernägel ab, und reichte es seinem Nothhelfer dar. Jetzt verwandelte der überlistete Teufel voll Ingrimm seine Gestalt, und schoß als ein scheußliches Ungethüm, ungefähr wie ein feuriger, riesiger Molch, mit wildem Gezische unter Blitz und Donner, daß die Berge dröhnten, durch die blanke Felsenwand. Daher das von jedem, der die Sage kennt, mit Grauen betrachtete Felsenloch, insgemein das Teufelsloch genannt.

Ohne Zweifel wurden, um allfällige diabolische Nachwirkungen von dieser Stelle zu entfernen, in der Folge jene heiligen Zeichen dorthin geheftet, und der Weg erhielt von dem höllischen Kunter, das dem Fuhrmann erschien, vermuthlich seinen unheimlichen Namen.

12.

Der Liebhaber in der Straßer-Au.

Im Hof Kögelen bei Reit diente ein Bauernknecht, das war der Schwarzenberger Veit vom Zimmermoos auf dem Berg über Brixlegg, der hatte eine Bekanntschaft mit einer Reiter-Dienstmagd, die aus Schlitters im Zillerthale stammte, und wieder nach Hause kam, da sie ihren Dienst verließ. Deßhalb aber ließ sie nicht von ihrem Liebhaber, sondern es wurden Besuche verabredet, die möglich waren, da man von Kögelen nach Schlitters in anderthalb Stunden gelangen kann. Da nun das Liebespaar einmal mit einander Verlaß gemacht (verabredet hatte), daß der Schatz aufs Fensterl kommen solle, so ging ihm, da es ein schöner Abend war, die Dirn' entgegen bis in die Straßer-Au, denn sie konnte ihn fast nicht erwarten, war ein verliebter Patsch, und nicht gar viel nutz.

Aber sie wurde dafür übel bezahlt, denn wie sie so dahin ging, kam ihr ein Mann entgegen, den sie für ihren Buben hielt, der ihr akurat so zupfiff, wie es ihr Veit zu thun pflegte, und voll Freude eilte sie schneller; doch was sah sie! — Der Mann wuchs immer höher auf und sie sah, daß es der leibhafte Teufel selbst war, der recht boshaft lachte, als dächte er sich: da hab i a mal a recht's Freß'n. Er war ganz grün, wie ein Jäger gekleidet, und zeigte ein Bockgesicht. Jetzt lief die verliebte Kuntin wie besessen heim und fing endlich zu beten an, und soll seitdem ganz umgekehrt geworden sein, und recht brav. So wurde aber der Teufel eigentlich ihr Seelenretter, nach dem Tiroler Sprüchl: Umkehrt is halt a g'fahr'n. —

13.

Der Alber.

Das Floitenthal beim Zillerthal ist umgeben von so abenteuerlichen und schreckenerregenden Bergen, Schluchten und Felsengestalten, wie fast nirgends anderswo.

Vor allen fallen auf der Floitenthurm und das Teufelseck. Man nennt den Berg Teufelseck, weil von diesem Gebirge zu gewissen Zeiten der Teufel in Gestalt eines großen Feuerdrachen herabfährt mit Geräusch und sausen und brausen. Er fährt durchs Bleiarzkar, eine enge Felsenspalte, welche einen Uebergang in die Stilluppe gestattet, dann in die Stilluppe und von da hinaus gegen Zillerthal. Dann wissen die Leute schon, was zu denken ist und was da kommt, nämlich: Pest, Krieg und Hungersnoth. Man nennt diesen teuflischen Höllendrachen den Alber.

Wenn ein schwarzes Jubiläum vom Pabste abgehalten wird, dann ist der Alber am thätigsten und zeigt sich am häufigsten *).

14.

Der Alber leuchtet zum Kirschenpflücken.

Einst geschah es, daß ihrer zwei in finsterer Nacht auf den großen Kirschenbaum stiegen, welcher gleich ober dem Bußpredigerkreuz zu Algund bei Meran stand. Der eine, der „Schneider Hanser" (Hans) ließ das schneidern sein, zog als Tagedieb und Nachschwärmer herum, und hatte keine Religion. Gerade in dieser finstern Schauernacht hatte er einer lieben G'sellin versprochen, ihr Kirschen beim Kreuz dort herab zu holen. Er überredete den muthigen alten Loaserer Sepp ihn zum Kirschenbrocken zu begleiten, weil er allein sich fürchtete.

Der Loaserer Sepp stieg auf den Baum und ergriff nirgends Kirschen, so daß er bis zum Gipfel kam, welches ihm nach und nach ganz sonderbar vorkam, nebstbei rauschte es wild im Laub. Der Schneider Hanser blieb weiter unten auf einem Ast stehen und bekam Kirschen in schwerer Menge, so daß es ihn ebenfalls überraschte. Da schrie endlich der Sepp herab: Kriegst Du ihri? worauf Hanser antwortete: O ja! grad wo i hintapp', sein ihri! Nun kroch der Sepp herab zum Hanser, fand aber wieder nichts, während der andere alles voll fand. Jetzt kam ihm die Sache nicht mehr geheuer vor, und wie er so am Ast neben dem anderen steht, sieht er einen „Alber" vorbeifliegen, daß weitum alles beleuchtet ist. Da fängt der Schneider zu zittern und zu erbleichen an, daß ihn der Sepp fest halten muß, und sagt: Ist's schon so weit mit Dir, Hanser, daß Dir der Teufel den Segen giebt und Dir noch dazu leuchten will, daß Du alle Kirschen findest; dann sei Dir Gott gnädig! Hierauf schrie er zum feurigen Alber: He du! wart a biß'l bis i di grüan a sieh. Aber der Teufel flog von dannen, und noch jetzt bewundert man den Muth des Loaserer Sepp, der das wagen konnte, weil er ein braver Mann war, und dem der Böse nichts anhaben konnte, zumal er nebstbei ein Kreuzeisen im Sacke stecken hatte. — Vom Kreuzeisen unten im Abschnitt Aberglaube.

15.

Der Hexenspielmann.

An dem dreieckigen Hexenplatzl ob der Höttingerkirche, rechts bei dem „Platelehof", ging einmal ein Bauer von den Allerheiligenhöfen mit seinem

*) Ueber das „schwarze Jubiläum" wird in einem später erscheinenden besondern Werke: Der Tiroler Bauernkalender, das ebenfalls in Beziehung auf Sagenpoesie sehr stoffreich ist, vieles anziehende mitgetheilt werden.

Milchmelter vorbei, um die Kühe, welche in den Höttingerbergen weideten, zu melchen, was er jeden Tag beim Morgengrauen that. Dießmal war er aber zu früh am Weg; es war erst Mitternacht, er meinte aber, es sei schon gegen 3 Uhr Morgens vorbei.

Wie er nun vorbei geht beim Hexenplatzl, hört er dort eine herrliche Musik und sieht einen prächtigen Palast oben stehen. Da schleicht er verwundert hinzu, schaut beim Fenster hinein und sieht drinnen stattlich geputzte Frauensleute lustig essen, trinken, tanzen und scherzen. Sie trugen grüne Hüte und weiße Vortücher, wie es die reizenden Unterinnthalermädchen tragen. Inmitten dieser Dirnen saß ein Geiger, der stets munter aufspielte, und wie ein wälscher Tanzlehrer zu den lustigen Tönen selbst wie ein Böcklein mit dem Reigen auf- und abtänzelte. — Das war aber der leibhafte Teufel, das sah der Melcher deutlich. Da dieser nun ein lebfrischer Bua war, der sich vor dem Teufel nicht fürchtete, so that er einen lauten Juchzer beim Fenster hinein. Hu! da war der Teufel los — das ganze Gebäude brach donnernd zusammen, und aus den schönen Bauernmädlen wurden wilde Hexen, die auf ihn losstürzten. Der Melcher aber warf ihnen sein Melter zum Kopf und lief was er konnte — sie ihm nach wie Furien — endlich drüben, wo das Brückele beim Süßmüller über den Höttingerbach geht und wo ein Kruzifix aufgemacht ist, sank er nieder — und die Hexen konnten ihm dort nichts anhaben und fuhren mit langen Nasen unverrichteter Sache ab.

16.

Die beiden Wildschützen.

Es war an einem heiligen Christabend, als zwei Wildschützen aus Eben im Achenthale verabredeten, auf die Hahnbalz ins Sonnenwendgebirge zu gehen und dort einen Spielhahn (Birkhahn) zu schießen, dessen Stand sie erkundet hatten. Um aber dem Jäger auszuweichen, wählten sie den Christtagmorgen, wo sie letztern in der Kirche wußten.

Sie gingen ohne heilige Messe an diesem hohen Feiertage aufwärts, jeder einen andern Weg, um wo möglich auch auf diese Art noch mehr schießen zu können, und machten Verlaß, auf einer bestimmten Alpe sich zu finden.

Der eine stieg schon am Christabend zu Berge und blieb auf jener Alpe über Nacht, welche beide als Sammelplatz verabredet hatten. Er legte sich auf die Heerdbank in der Kaser neben das angezündete große Feuer und schlief bald ein. Um Mitternacht weckte ihn ein schrecklicher Lärm, die Thüre sprang auf und ein wilder schwarzer Stier mit glühenden Augen — der kein anderer war, als der Teufel — sprang herein. Der Wilderer mochte sich bekreuzen und beten, so viel er wollte, es nützte nichts, die

wilde Bestie stieß ihn so lange mit ihren Hörnern herum, bis er wie tod liegen blieb, dann ging sie wieder fort.

Am Morgen erwachte er endlich aus einer Fieberbetäubung, konnte sich aber nicht rühren; da hörte er draußen seinen Kameraden, den anderen Wilderer, ächzen, rehren (weinen) und jammern, und sah ihn bald darauf auf allen Vieren blutig und zerschlagen und arg zerkratzt in die Kaser kriechen. So lagen sie stundenlang beisamen, und mit Mühe erzählte der Letztgekommene dem andern sein Erlebniß.

Er ging im Morgengrauen den Pfad auf den Berg, den er wohl hundertmal schon gegangen, gegen das Alpthal hinan. Wie er meinte, bald an Ort und Stelle zu sein, sah er sich in ganz unbekannter Gegend und glaubte schier, auf eine „Irrwurzl" getreten zu sein, und strengte sich an, den rechten Pfad zu finden. Plötzlich aber sah er eine gelbröthliche und schauerliche Beleuchtung der Gegend, und zugleich drei grüne Jäger daher kommen, von denen jedem ein langmächtiger Schweif hinten hinaus wackelte und die mit Geisfüßen auf ihn zu hüpften. Da fing er wohl Kreuzmachen und Johannissegen zu beten an, aber vergebens, er hatte keine Messe gehört und keinen Weihbrunnsegen genommen, daher faßten ihn die Jäger, und schlugen und stießen auf ihn los, bis er mit einem Mecker zu Boden fiel, die Teufel gingen aber mit einem Höllengelächter von dannen, und jener blieb lange ohnmächtig liegen. Zum Ueberfluß kam noch ein Teufelswetter über ihn; es hagelte ihm Beulen zu den andern ins Gesicht, und Schnee deckte ihn zu. Das brachte ihn wieder zum Leben, und jetzt erst sah er staunend, daß er ganz nahe der Kaserhütte liege, rieb sich die Augen und wußte nicht, träumte er oder war er verhext. Doch die Schmerzen erinnerten ihn an das, was geschehen war, und so kroch er zur Hütte hinein.

Die Wilderer konnten alle zwei sich nicht helfen und wären verhungert, wenn nicht ein Knecht vom Bauern, dem die Alpe gehörte, zufällig hinauf gekommen wäre. Sie wurden dann heimgetragen und lagen lange krank.

Seitdem gehen sie an keinem Sonntag oder Feiertag schießen, bevor sie nicht zuerst Gott die Ehre gegeben und den Gottesdienst besucht haben, wie es Schuldigkeit ist.

17.

Der hartherzige Vater.

Der „Floigele=Siml" (Fliegen=Simon), Schuster in der „Higna" bei Reit ober Rattenberg, der noch lebt, ist ein Mann, welcher ganz verdrehte Füße hat und nur äußerst langsam mit einem Stock vorwärts zu kommen im Stande ist.

Sein Vater war ein jähzorniger Oelträger und trank nicht ungern. Als Simele in das vierte Jahr ging, war er ein frisches, gesundes Kind. Einst kam der Vater spät nach Hause, das Kind weinte und wollte nicht

einſchlafen. Der Vater ſchrie den Buben an, er ſoll ſtill ſein, aber das ſchreckte letzteren noch mehr auf und er weinte noch ſtärker. Nun wurde der Oelträger ſo zornig, daß er dem Kinde das Teufelholen androhte, und es Teufelsracker hieß, endlich das Fenſter aufriß, den Buben in die kalte Nacht hinaushielt und ſchrie: So hatt'n da Teufl, weil er ka Ruh giebt! — Da heulte es draußen wie böſes Wetter, und die Mutter fing zu weinen und zu zittern an, und wie es jetzt an den Fenſtern rüttelt, erſchreckt auch der Alte, und zieht den Knaben herein, aber — er hatte die Füße verdreht, war wie zuſammengebrochen und ſtill, wie tod.

Seitdem litt der Bub an Krämpfen, lahmen Gliedern und zittern, und blieb bis jetzt ein Krüppel, obgleich er ſchon 46 Jahre alt iſt. Der Vater litt bis zu ſeinem Tode an Gewiſſensbiſſen, denn man machte ihm ſtets harte Vorwürfe. Welche Lehre dieſe Sage giebt, fühlt wohl jeder ſelbſt, der ſie hört oder lieſt.

18.

Teufelsbeſchwörung.

Zwei Bauernburſche von Algund verabredeten ſich mit einem Studenten, in Gemeinſchaft den Teufel „Geld bringen" zu machen. Der Student beſtellte beide in einer paſſenden Nacht auf die „Moſerlahn", wohin ſie mitbringen mußten einen nagelneuen, noch nie gebrauchten Melter (Melchſtutz), ein friſchgelegtes Ei, ein Stück ungewaſchene Butter, und einige ihnen von dem Studenten behändigte, heimlich und ſorglich eingewickelte Sachen.

Als ſie in der beſtimmten Nacht auf der Moſerlahn eintrafen, begann der Student ſonderbare Sprüche herzuſagen und Zeichen zu machen; da fing es an zu ſpuken, zu rollen und zu grunen wie Wetter, doch leiſe; dann kamen auf einmal eine Menge Enten und Gänſe daher, welche an die Füße hinabſchnaderten, d. h. an die Füße der Bauern hinbohrten, wie ſie im Teichſchlamm thun, als wollten ſie die Beſchwörer forthaben. Darauf kam eine Kutſche im vollen Laufe gerollt, als wollte ſie die Männer niederfahren; dann kamen eines jeden Aeltern, auch des Einen verſtorbener Vater war dabei. Die Aeltern fragten, was ſie da machten? ſie ſollten eilig nach Hauſe gehen, ſonſt ſtehe ihnen ein fürchterliches Unglück bevor. Aber die jungen Bauern redeten kein Wort und gingen auch nicht, ganz wie ihnen von dem Studenten befohlen war.

Aber nun fing es an fürchterlich zu krachen, als wollte die Welt zuſammenfallen und es wollte die ungeheuere Berglahn herunter auf ſie, und jetzt erſt ſprangen ſie auf und davon, und liefen auseinander, daß keiner vom andern etwas wußte. Aber am andern Tag vom Schrecken erholt, gingen ſie hinaus, und fanden ihre Sachen alle in beſter Ordnung. — Der Student ſagte, wenn ſie nicht feig entwichen wären, ſo hätten ſie Geld vollauf bekommen, und lud ſie auf ein andermal ein; aber ſie ließen es

für immer beim erstenmale dabei bewenden, dem Teufel ihr Glück zu verdanken, und der Student ist hernach nach einigen Jahren traurig gestorben.

19.

Teufelsbrückenbau.

Die Sage von Brückenerbauung durch den Teufel und wie er dabei betrogen und überlistet wird, begegnet vielfach; es sei nur an die Regensburger und an die Frankfurter Brücke, wie an die Teufelsbrücke in der Schweiz erinnert. Auch in Tirol fehlt sie nicht.

Im Montafonerthale brach die Brücke, d. h. der angeschwollene Bach hatte sie fortgerissen, und die Gemeinde wollte sie schnell hergestellt haben, um zur Kirche von Schruns und zum Arzt, wie zum Geistlichen zu kommen.

Man wünschte, daß die Brücke innerhalb dreier Tage fertig sei, und ging zu einem dortigen Zimmermann und bot ihm viel Geld an, wenn er die Brücke in der kurzen Zeit wieder herstellen könnte. Das wurmte den Zimmermann gewaltig; er hatte Weib und Kinder, war arm, und konnte nun fast reich werden; doch sah er die Unmöglichkeit, binnen so kurzer Frist das Werk zu vollenden, daher bat er um einen Tag Bedenkzeit. Nun studirte der Zimmermann den ganzen Tag und noch in der Nacht, bis 12 Uhr, wie er's anfangen solle, und fand nichts heraus und schlug auf den Tisch, und rief: „zum Teufel, da studir i nix aus!" Zornig will er schlafen gehen, da kommt auf einmal ein Bäuerlein mit einem grünen Jägerhütl auf herein und fragt: Zimmermanndl, warum so traurig? — Der Zimmermann erzählt ihm alles. Das Bäuerl meint: Da kann leicht geholfen werden! I bau Dir die Bruck'n bis in drei Tag'n fir und fertig, doch die erste Seel', welche von Deinem Hause über die Brücke geht, g'hört mein! Zuerst schaudert der Zimmermann, der sich nun auskennt, aber der Geldreiz lockt und nebenbei denkt er sich, er werde den Teufel foppen. Er geht den Vertrag ein. — Bald ist die Brücke fertig, fest und stark. und der Teufel steht und wartet auf derselben auf seinen Preis. Lange — lange —! Endlich kommt der Zimmermann. Da hat dem Teufel das Herz im Leib vor Freude gehupft, wann er erst eins g'habt hat.

Aber der Zimmermann hat eine Geis von seinem Hause bei sich, diese jagt er auf die Brücke. Da hast die erste Seel' von meinem Haus! ruft er, und der Teufel fangt die Geis. O Schimpf! Erst verdutzt und dann erzürnt, reißt er ihr den Schwanz aus und fährt ab, überall ausgelacht. Seitdem haben die Geisen auch so kurze Schwänzlein wie die Gemsen. —

VI.

Oertliche Sagen von Hexen und Truden.

1.

Die Pfuipfui-Nanni.

In der Pfarre zu Stertzing diente ein Burſche, der Franzl Salzburger geheißen, als Kühbub; der hatte viel auszuſtehen von einer alten Here, die dort ſtetig aus- und einging und bettelte. Sie war überaus häßlich, zerlumpt, trug einen großen ſchwarzen Schlapphut mit breiten Flügen (Krempen) und konnte keinem Menſchen ins Angeſicht ſehen. Immer nur ſah ſie auf die Füße der Leute. Daß dieſe alte Huttlerin eine Hexe war, wußte jedermann, denn ſie nahm nichts was ihr gereicht ward, mit der rechten Hand an, alles nur mit der linken, und konnte ſie es irgend richten, ſo mußte es ihr auch mit der linken gegeben werden. Sehr häufig wurde ſie geneckt, verhöhnt, verſpottet, und da ſie Nanni hieß, und dabei ſo zottig und ſchmutzig war, ſo legte ihr der Kühbub den Namen Pfuipfui-Nanni bei, unter dem ſie dann in ganz Stertzing bekannt, gerufen und verrufen wurde. Dafür bekam von ihr der Kühbub ſattſam Läuſe angehext, daß er von ſelbigen ſtarrte, wurde Nachts braun und blau gedrückt, von unſichtbarer Hand ins Miſtloch geſtoßen, und wußte ſich zuletzt ſeiner Noth kein Ende, bis ihm endlich ein Gegenmittel gerathen wurde, das er ohne Säumen in Anwendung brachte.

Sobald der Kühbub die Pfuipfui-Nanni dem Widum ſich von weitem nahen ſah, um nach ihrer Gewohnheit zu betteln, und nebenbei ihm Schaden zuzufügen, ſo nahm er einen alten Stallbeſen und die Ofenſchaufel, und legte dieſe beiden Stücke kreuzweis vor die Thüre. So wie die Hexe dieſem Kreuze nahte, rührte ſich's in ihrem Eingeweide, ſie mußte ſich ſchrecklich übergeben und alsbald umkehren, worauf ſie voller acht Tage nicht wieder geſehen wurde. Sobald ſie wiederkam, wiederholte der Kühbub das wirkſame Erfahrungsmittel, und es wirkte abermals, worauf ſie ging, und niemals wieder kam. Gleichwohl lebte ſie noch im Jahre 1830, und kam immer von Zeit zu Zeit noch nach Stertzing herein, niemand wußte, woher? niemand kannte ihren eigentlichen Namen; aber dem Pfarrhofe blieb die Pfuipfui-Nanni ſtets dreißig Schritte fern.

2.

Die Butterhexen zu Völs.

Zu Untervölſ im Eiſackgebiet lebten zwei Hexen, die eine hieß 's Tſchelmer Bückele, weil ſie ein Bückelchen zwiſchen ihren Schultern trug;

die andere die alte Knappin, weil ihr Mann ein Bergknappe geweſen war. Sie gingen ſtets gemeinſam aufs Betteln aus, hatten eine beſondere Art zu heiſchen, und waren ſo gefürchtet, daß ihnen die Bauern gern alles gaben, was ſie verlangten, weil erſtere wußten, daß die Hexen es dennoch bekamen, wenn ſie es ernſtlich wollten.

Wenn eine Bäuerin ſchlegelte (butterte) und gab ihnen nicht von der Butter, ſo gingen die beiden Hexen zwar fort, aber ſie traten in einen nahen Winkel, und ſangen:

„Die Bäurin ſchlegelt den Butter, juchhe!
Doch macht ſie koan Butter, koan Butter, o weh!
Sie buttert und ſchlegelt und ſchlegelt, o Graus —
Statt d'n Butter im Kübel — a gräuliche Maus!" —

Und da hatten die Hexen den Butter in ihrem Schnappſack, und die Bäuerin hatte die Buttermilch. So machten es die Butterhexen beim „Schlechtenbauer" und vielen anderen, und nachher trugen ſie die Butter feil und machten ſich ein ſchönes Geld.

Einmal kamen dieſelbigen Hexen zum G'ſchlöſſelwirth von Stög, und baten um eine Nachtherberge. Der Wirth getraute ſich nicht, dieſe abzuſchlagen, und ließ ſie ein, ſchlug aber hernach gleich, um eine Probe zu machen, ein Elzenholz (ſ. o. S. 261) unter die Schnalle (Thürklinke), denn man nimmt an, daß dann Hexen weder aus noch ein können, und ließ am andern Morgen aufpaſſen. Und richtig, es ließ ſich keine der Butterhexen ſehen, dennoch aber waren ſie aus dem Hauſe. Sie waren durch die Fenſter zwiſchen ganz engen Eiſenſpangen hindurch und zum Kukuk.

Die alte Knappin wünſchte einem Manne, der ſie beleidigt hatte, einen böſen Fuß an; da wendete ſich der Mann an den berühmten „Binderhans" von Völs, einen Erzwunderdoctor und Hexenvertreiber, und der machte ſein Stücklein ſo accurat, daß der faule Fuß zur Hexe zurückkehrte, worauf ſie hinken mußte, bis ſie hin wurde.

Dem Baumann in Völs erkrankten zwei Prachtkühe. Der Viehdoctor konnte ſie nicht kuriren; es ſei Hexenwerk im Spiele, ſagte er, was für ungeſchickte Viehdoctoren ſtets eine gute Ausrede iſt. Jetzt wurde der Binderhans gerufen, der ſchon einmal mit dem Teufel ſelbſt gerauft hatte und nicht unterlegen war. Der ſprach: Mit denen zwei Kühen iſt es vorbei — die andern retten wir. Wenn die zwei krepirt ſind, läßt Du ſie im Nebenſtall eingraben, dann wirſt D' bald die ſehen, welche ſo hext. — Solches geſchah, dann mußte der Bauer durchs Stallfenſterl lugen. Hatte nicht lange gelugt, ſo kam das Tſchelener Bückele. Schrie der Bauer: Biſt Du's! und ſtrich der Butterhexe den Buckel, daß ſie ſchier das Aufſtehen vergaß, und Oel gab.

3.

Das Hexenhäusl.

Zu Schlitters im Zillerthale geht die allgemeine Rede: „beim Gräsl spuken zwei Hexen".

Im Innersten des Dorfes stand ein Häuschen, zum „Gräsl" benannt, und bewohnt von Mutter und Tochter, die beide als Hexen gefürchtet waren. Man hieß die Alte nur die „Gräsl Thres", auch „Hexentresl" (Theresia); beide fristeten ihr Leben durch Händearbeit; beide zieh man des Wettermachens und des Umganges mit dem Teufel.

Als Mutter und Tochter tod waren, stand das Häuschen lange leer; aber man vernahm, wie es darin in der Nacht Feuer aufmachte, und wenn dann Leute in die Küche gingen, so flogen ihnen Holzscheite auf die Köpfe. Dann rückte es die Betten im Zimmer hin und her, stellte sie sogar oft auf den Söller hinaus, ohne daß sich etwas sehen ließ. Der Spuk machte ganz Schlitters fürchten. Man quartirte Militär ins Gräsl ein, da hat es wie ein Erdbeben das Häusl erschüttert, so daß die Soldaten davon liefen. Nun umstellte man das Gräsl mit Bewaffneten ringsum, aber der Lärm blieb, und es zitterten die Wände so, daß die Säbel und Gewehre an der Wand hin- und herschwankten.

Man glaubt fest, daß beide Hexen mit dem Teufel im Bunde als Geister im Gräsl wohnen blieben. Die Junge hatte den „bösen Blick" gehabt und auch „Vermeinen" gekonnt.

„Vermeinen" ist das, was anderwärts „beschreien", „berufen" ist; die Hexe lobt z. B. ein Kind, dann ist es schon beschrien und erkrankt zuversichtlich (so ist der Volksglaube). Man muß es dann nur schnell in einem Absude vom „Beschrei- oder Berufkraute" (Stachys annua, vulgo Sideritis) baden. Das hilft. Dieser Aberglaube ist durch ganz Deutschland gäng und gäbe.

4.

Das Heilmittel.

Auf dem Hofe Petnen bei Landeck erkrankte der Bäuerin ihre beste Kuh unter allen Anzeichen der Verhexung, und die Bäuerin entsann sich auch, daß sie ohnlängst einer Hexe, die auf dem Hofe bettelte, nichts geschenkt, und dadurch den bösen Hexenzorn gegen sich erregt habe. Da niemand Rath und Hülfe wußte, so ging die Petnen-Bäuerin nach Schnan im Stanzer- oder Rosana-Thale, da wohnte der sogenannte „Schnaner-Draher", der als Wunderdoctor und Schwarzkünstler weit berufen und zugleich gefürchtet war, und zu dem man daher nur dann seine Zuflucht nahm, wenn alle andere gehoffte Hülfe sich erfolglos erwies. Von ihm unten noch mehr. Der Schnaner-Draher lachte, als ihm die Bäuerin ihr

Leid klagte, und ſagte: Freili is d'Kuh verhext. Schneid' der Kuh die untere Kinnladen wegk, Boarin, und Du wirſt ſchau'n, wie die Hex z'Kreuz kriecht. — Der Rath dünkte der Bäuerin ſehr ſeltſam, doch dachte ſie auf dem Rückweg: Schneid' i der Kuh d'Kinnladen wegk, ſo geht die arme Haut drauf, thun' is nöt, ſo geht ſie von der Hex drauf; drum beſſer g'ſchnitten und den Schoad'n derlitt'n, als nöt g'ſchnitten und den Schoad'n doch derlitt'n. Setzte alſo, nach Hauſe zurückgekehrt, friſch das Meſſer zum Schnitt an, aber da kam auf einmal eine alte häßliche Huttlerin und ſchrie: Boarin! Schneid' nöt, ſchneit nöt! — ſtrich mit der Hand der Kuh über den Rücken abwärts, und von Stund an war die Kuh geſund, und blieb's. Hätte die Bäuerin geſchnitten, ſo wäre zugleich mit der Kuh die Kinnlade der Hexe zum Kukuk geweſen.

5.

Wetterhexen im Oetzthale.

Im „Wiesle" (Wieſelehof), einem Hauſe mit einer ſchönen Wieſe bei Niederthei und Lengenfeld, woher der Hausname geſchöpft wurde, wirthſchafteten zwei Brüder und eine Schweſter, deren Aeltern verſtorben waren. Die Schweſter, bereits fünfzig Jahre alt, wurde allgemein für eine Hexe gehalten, wozu ihr vernachläſſigter Anzug, ihr ſonderbares Herumſchleichen an verrufenen Stellen und in unheimlichen Nächten, und noch mehr der Umſtand beitrug, daß ſie ſelbſt ſagte, ſie ſei vom Teufel beſeſſen. Doch das iſt wohl ſchon ſo lange her, als die älteſten Leute gedenken mögen. Zu dermaliger Zeit gab es zu Au und in Lengenfeld auch dergleichen beſeſſene Weibsbilder (Hexen), beſonders machte die „Scheiber Johanna" in Au, eine ledige, häßliche und äußerſt boshafte Perſon, viel von ſich reden. Außer Lengenfeld beim Hexenwaldele ſah man ſie gern herumwandeln.

Mit der Johanna Scheiber that es nicht mehr gut, ſie wurde abgefangen und zu den Jeſuiten nach Innsbruck gebracht; die haben dieſelbe dann weiter fortgeſchickt und man hat nichts mehr von ihr erfahren. — Aber das Thal war wieder glücklich, die böſen Hexenwetter hatten auf lange Zeit ein Ende. Vorher war es geſchehen, daß die Wieslhöferin, die Scheiber Johanna in Au und auch ein Paar Wetterhexen von Lengenfeld ſich zuſammengethan, und zwar auf einem Bühel zwiſchen den Orten Dorf, Lengenfeld und Gries, und Wetter gebraut hatten nach Herzensluſt. Nachher war zwiſchen Niederthei und Umhauſen im Kenthal oder Hennenthal ein verrufenes Wäldchen, allwo die ſakriſchen Wetterhexen ihre Wolkenſuppen brauten und mit Hagelgries einrührten. Durch jenes Wäldchen ging einmal Abends nach dem Gebetläuten ein armes frommes Weibele auf Berufswegen, das trug einen geweihten Gürtel, weil es in die „Gürtel-Bruder- und Schweſterſchaft" zu Telfs bei den Franciskanern eingeſchrieben war. Auf dieſes Weibele ſtürmte eine Wetterhexe los, und wollte es für

ihre Sippſchaft anwerben, aber die fromme Alte ſchlug ein Kreuz, und da wurde die Hexe gleich inne, wen ſie vor ſich hatte, und ſchrie: Hätteſt Du nicht die „Teufelspeitſch" um Deinen dürren Leib, ſo wollt ich Dich bekreuzen! und fuhr pfauchend, wie eine böſe Katze, davon. Die Alte hat ihr Hexenabenteuer hernach oftmals erzählt, ſie hieß Kätter Müllerin und war in Neudorf bei Umhauſen zu Hauſe

6.

Der Hexenſpielmann.

Zu Höttingen bei Innsbruck lebte ein armer Spielmann, der ſammelte, was er durch ſein Geigenſpiel erworben, mühſam zu einem Nothpfennige. Einmal hatte er in einem nahen Wirthshauſe aufgeſpielt, und ging Nachts nach 11 Uhr nach Hauſe. Da begegneten ihm von Schneeburg der Gaſſe hinauf gegen des Zimmermeiſters Müßl Behauſung hin, eine Schaar ſchöne Frauenzimmer, die ihn umringten und ihn fragten, ob er ihnen nicht auch noch ein Stündchen lang gegen gute Bezahlung aufſpielen wolle? Gern willigt der Geiger ein und folgt den Damen, die ihm eine weite Strecke vorangehen, bis über Zirl. Endlich wird zwiſchen Aigenhofen und Tſchirſchenbach ein ſtattliches Haus erreicht, das früher geſehen zu haben der Muſikant ſich nicht entſinnen kann. Muſik und Tanz beginnt alsbald; die ſchönen Frauenzimmer ſind ſehr luſtig, geben dem Spielmann auch zu trinken und gute Sachen zu eſſen, Rühreier mit Spinat, geſchlagene Eier und Pfannkuchen, Spritzgebackenes und Würſtl. Der Spielmann geigt, ißt, trinkt und ſackt auch von den Speiſen ein, nach Herzensluſt. Als er alle ſeine Tänze aufgeſpielt hat, und ſehr müde iſt, gedenkt er ein Ende zu machen und einen andächtigen Schluß und ſpielt das heilige Kreuzlied. Da bricht Knall und Fall das ſchöne Haus zuſammen, alles verſchwindet, die Kerzen verlöſchen, und der Spielmann ſitzt auf einem nackten Felſen. Er iſt matt und müde, der Morgen graut, er muß etwas genießen, und hebt den Vorrath aus der Taſche. O wehe, die Eier waren Roßgakkele geweſen, die Pfannkuchen Haarwizl (ausgekämmte, zuſammengerollte Haare) und der Spinat Kuhplapper. O pfui Teufel! Der Spielmann brach alles aus dem Leibe heraus, und kroch mit Mühe vom Felſen, und kam ſchlagerdenmüde nach Hauſe.

Ein anderes Mal ſah ein zur Nacht des Weges daher kommender Bauer auf dem Höttingerbühel ein herrliches Schloß, und ein altfränkiſch gekleideter Mann am Thore lud ihn zum Eintritt ein. Da gab es ſchöne Jungfern und gute Speiſen; er wurde ganz vollgepfropft, und wie er ſchier platzte, ſchrie er: Ach Herr Jeſus! Da war es aus und alle — er lag in einem Dornſtrauch, und was er eingeſackt hatte von Bratenknochen, Kranawittvögeln und Butterbröden waren eitel Todtenbeine, Kröten und Kuhfladen.

7.
Die Hexen beim „G'stoag".

Von Tarenz führte früher ein hügeliger Weg nach Imst, der hieß der G'stoag (G'steig, Steg) und lief an den linken Höhen hin; jetzt ist er abgetragen, und die Poststraße verbindet in geraderer Richtung beide Orte, die Benennung aber ist geblieben. Einst ging ein Schneider von Stra, Namens „Tonig" (Anton Gurschler war's) von der Häusergruppe Grieseck bei Tarenz vom Besuche seines Mädchens nach Hause zurück; die Geisterstunde war schon nahe. Wie der Tonig auf die Hoada-Schmiede beim G'stoag kommt, rennt er an ein Martel an, das das Bildniß des heiligen Vitus trägt, und zürnt und flucht, denn er hatte einen Hieb, und wollte wissen, wer ihn so gestoßen habe. Da kam auf einmal eine Kutsche gefahren mit Licht, und saßen lustige Frauenzimmer drin, die der Schneider kannte. Sie ließen halten, stiegen aus und wollten mit ihm tanzen, und streiften (rissen) ihn weidlich herum. Dann, als sie ihn losließen, wisperte ihm eine zu: Segscht d' oan Wertle aus, so schaug' auf wia's d'r geaht! — und fuhr mit den andern davon. Der Schneider war ganz dasig und damisch zugleich. In seinem Aerger erzählte er daheim zu Stra die Geschichte, und daran that er sehr übel, denn er magerte ab und ging aus wie ein Licht.

Selbiges begegnete einem Schneider; wieder anders ging es einem Schuster, das war der „Genner" von Tarenz, mit seinem richtigen Namen „Jennewein Lambach". Er ging in die Ster*) nach dem ganz nahen Schlosse Starkenberg, und an der Kirche vorbei, ohne einen Augenblick anzuhalten und sich zu segnen, wie es doch der Brauch ist. Es war noch dunkel, und der Genner war zu früh aufgestanden. Mit einemmale hört der Schuster eine prächtige Musik. Eine gute Weile hört er angestrengt und mit Wohlgefallen zu, da schlägt die Thurmuhr Mitternacht — Eins. Dem Schuster schaudert's und gruselt's, er eilt nach Starkenberg, hat aber dort keine Ruhe, arbeitet zwar fleißig, eilt aber Nachmittag wieder heim. Wie er beim Marrand (Jause) sitzt und ein Glas Wein trinkt, kommt ein Weibsbild in die Stube, das er kennt, das schaut ihn mit spöttischem Lächeln an und spricht: Gelt Genner, die Musik heut Nacht hat Dir grausam wohl gefallen? Hast toll g'lost (gelauscht). Der Schuster sprach kein Wort. Er merkte, daß das Weibsbild eine Hexe war, und heute Nacht dabei gewesen, und daß er Hexenmusik vernommen. Dieser wich der Schuster hinfort überall aus, schwieg gegen jedermann und kaufte sich eine Weckuhr, die er in seine Bettkammer einstellte, damit er nicht wieder so unzeitig und zu früh in die Ster gehe.

*) „In die Ster gehen" heißt bei Handwerkern, namentlich Schneidern und Schustern, auf einige Zeit in Privathäusern arbeiten.

8.

Hexenmusik.

Sehr schöne Hexenmusik, wie sie der Schuster von Tarenz (s. die vorige Sage) vernahm, hat man auch zum öftern am Solstein vernommen, namentlich auf dem „Klamm-Eck" und auf der „hohen Wart". Solcher lauschte einst der alte „Butterer-Natzele", mit dem rechten Namen Ignaz Knollinger in der Ried „beim Schindl", Hausnummer 68, wo sich zum öftern vordessen Hexen versammelten. Es klang gar zu schön, aber unversehens blies ihn eine Hexe an, er fühlte sich plötzlich betäubt, wankte heim, und als er heimkam, war sein ganzer Kopf aufgeschwollen und so groß wie ein Melchkübel.

Vor 60 bis 70 Jahren hütete der „alte Knappeler" (eigentlich hieß er Martin Moser) die Ochsen bei der sogenannten Ochsenhütte über dem Rauschbrunnen unterm Klamm-Eck. Dort hörte er bisweilen wunderschöne Musik. Einmal aber fühlte er sich versucht, zu selbiger Musik den Takt zu pfeifen, da traf er's schlecht, denn da entstand droben in der Klamm und auf der hohen Wart ein brausen in der Luft, als komme die Runsa, und die Ochsen und das Weidevieh kamen wild und brüllend vom Weideplatze daher gestürmt und wurde ein gräuliches Wetter und schossen Muren und Runsen nieder und fiel Hagel in faustgroßen Stücken. Gerade trank des Knappelers Bub aus einem Buttermilchschaffl, dem drückte es mit Gewalt den Kopf ins Schaffl hinein, daß er fast erstickt wurde. Seitdem ist der Knappeler pfiffig geworden, und hat nicht wieder gepfiffen, wenn er droben über sich die Hexenmusik hörte.

9.

Der Hexenboden auf dem Kreuzjoch.

Bei Mieders im Stubaythal liegt das kleine Seitenthal, wo ein Badehaus in trauriger Einsamkeit steht, gegenüber einer alten, halbverfallenen Bauernhütte. An der Stelle dieses Häuschens wohnte vor ungefähr 100 Jahren ein böses Weibsstück, die „Töglas Moid", welche sich verheirathete, ihren Mann aber durch einen lasterhaften Lebenswandel dermaßen kränkte, daß er bald aus Gram starb. Sie führte nun ein noch schlechteres Leben, und wurde überall als Hexe gefürchtet, zumal sie besonders in den Stallungen viele Bosheit trieb. Fünf andere Weibsbilder ihres Gleichen hatte sie sich ihr zu Anhängerinnen gemacht, mit denen sie sich von Mieders aus auf den Telfeserberg begab. Unweit der Galthütte, von wo aus man den Miedersergrund und Thalweg sieht, ist der nach Telfes*) gehörende obere Platz, auf dem sie zu gewissen Zeiten von den Galthirten gesehen wurden, wie sie verschiedene Tänze aufführten. Endlich kamen sie so weit, daß sie mit dem Teufel Bündniß schlossen.

*) Dieses Telfes ist nicht mit Telfs am Inn zu verwechseln.

In dieser Eigenschaft verursachte dieser Hexenschwarm vieles Unglück, besonders zur Sommerszeit auf der Alpe; die Hexen verstörten das Vieh und machten Hochgewitter, so daß der Bach von Fulpens durch heftiges Anschwellen schreckbare Zerstörungen verursachte.

Da der Schaden, den diese Hexen verursachten, immer unerträglicher wurde, so machte die Gemeinde von Mieders Anzeige bei der Geistlichkeit, worauf diese die Weibsbilder vorforderte, um sie zu Recht zu bringen. Die fünf Anhängerinnen der Töglas Moid gestanden alles ein, und machten sich von derselben los; diese aber trieb ihr Unwesen noch fünf Jahre hindurch allein fort, bis ihre schwarze Stunde schlug.

Es war am 24. Juni, dem Feste Johannes des Täufers, als über Mieders ein fürchterliches Donnerwetter hereinbrach. Felsen zersprangen und Mauern schossen nieder.

Man schaute des andern Tages in die Hütte der Töglas Moid, fand sie aber nicht in derselben.

Aber in der Nähe des Hexenbodens vernahm man ein entsetzliches Schreien, und es wurde am Morgen früh der Melcher von der Alm abgeschickt, weil sich das Vieh bereits nicht mehr erhalten ließ vor „liunen" (verzagt schreien), um im Thale Hilfe zu bekommen. Wie aber dieser Melcher auf den Hexenboden kommt, so sieht er die Hexe zu Stücken zerrissen dort liegen. Sogleich läuft er zurück in die Kaser, sagt es dem Sennen und dem Hirten, und alle drei gingen hinaus, um das Kunter zu schauen; sie erkannten aus den Stücken die Hexe, und es machte sogleich einer die Anzeige bei der Gemeindevorstehung in Telfes (2 Stunden von dem Hexenplatze), worauf viele Leute hinauf eilten und sich entschlossen, die letzten Ueberreste der Töglas Moid zu sammeln und auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Solches geschah denn auch, und während des Brennens hörte man ein fürchterliches heulen durchs Thal, so daß jeden, der es hörte, Angst und Grausen ergriff.

Zur Danksagung hat man auf dem „Hexenboden" ein großes Kreuz aufgestellt, und alle Jahre wird am 24. Juni, als am Feste Johannes des Täufers, eine feierliche Prozession in Begleitung von vier Geistlichen zu diesem Kreuze noch heut zu Tage gehalten.

Der Weg von Fulpens dahin beträgt fast 4 Stunden. Man nennt es das „Kreuzjoch" und sieht es vom Thale. Man hat eine schöne Aussicht auf Telfes, Stubay mit Gletschern und gegenüber die Waldraft.

10.

Der Hexenboden zu Lengmoos.

Bereits oben wurde des Hexenbodens über Kollmann im Eisackgebiete gedacht. Hier folgt eine der vielen über denselben im Volke umgehenden Sagen:

Ein reicher Bauer von Lengstein hatte einen Sohn, der in der Welt herumgereiset war. Als derselbe heim kam, verlachte er das Rosenkranzgebet, welches alle Bauern Abends zu beten pflegen.

Die Mutter bekümmerte des Sohnes unchristliches Gebahren, denn zugleich verlachte er auch alle andern Kirchenbräuche und hieß sie „Pfaffenpossen" u. dgl.

Einmal saßen mit ihm mehrere Bursche beisammen beim Wirth zu dem Ritter; da wurde erzählt, wie an den Donnerstagen Nachts die Hexen im nahen Birchboden drüben tanzten und schändliche Bacchanalien trieben; man sehe sie auf schwarzen Böcken von allen Seiten herbeireiten, und dort ihren Sabbath halten.

Da lachte der reiche Bauernsohn wieder hell auf, und sagte: „Wartet, da will ich auch mittanzen!" denn es war just eine Donnerstag-Nacht. Seine Freunde riethen ab; er ging aber dennoch hin, und jene begleiteten ihn bis zum „Mittelberg", wo die „Kebelschmiede steht" und der „Finsterbach" sich durch eine schauervolle Kluft hindurchwühlt. Der Bursche aber sprang lustig und juchzend hinüber in den Wald, wo ein freier Platz, der „Birchboden", sich befindet, und wo die zahlreichen sogenannten Erdpyramiden aus Porphyrthonmasse obeliskenförmig aufragen.

Da sah jener wirklich die lustigen Weibsleute mit und unter einander tanzen, springen und noch anderes thun; das freute den Burschen gar nicht übel, und er machte mit. Als aber die herrliche ernste Glocke von der Deutschordenskirche Lengmoos 1 Uhr schlug, da schäumte der Finsterbach wild auf, die Erdpyramiden begannen zu wanken, das sahen deutlich die Freunde des Bauernsohnes, die auf ihn warteten, und wilder Sturm und Hagel kam, so daß letztere in die Schmiede flüchten mußten. Es wurde schon Morgenzeit, als sie noch immer nicht den Freund kommen sahen. Sie warteten auch noch das Morgen-Ave-Marialäuten ab, mit welchem alle Hexenmacht zu Ende geht, und gingen dann zum Hexenboden hin. Aber wie erschracken sie, als sie den Frevler rückwärts versunken, in Stein verwandelt und wie eingebannt fest im Rasen wurzeln fanden, nur noch dreiviertel Theile auf der Oberfläche sichtbar.

Noch jetzt zeigt man seine Gestalt auf diesem schauerlichen Platz und kein Gräslein überwuchert, ja selbst kein Moos, die kahlen Stellen von Kopf, Leib, Händen und Füßen des Hexentänzers.

Nachts wagt sich kein Mensch dorthin, wo jenes Warnungszeichen für junge Religionsspötter und Religionsverächter steht.

11.

Der Hexenkreis.

Den schönen Bauernhof Nr. 74 zu Amras bei Innsbruck besitzt gegenwärtig die wohlhabende Wittwe Nothburg Schneider. Derselbe gehörte

in den Zwanziger Jahren der Anna Branntnerinn, welche ihn mit ihren Söhnen Matthias, Bart'lme, Johann und Josef bearbeitete. Rückwärts des Hofes in nordöstlicher Richtung ist ein Obstanger gewesen, und der letzte Baum im Eck rechts, ein Pehamer-Aepfelbaum, hat die Gegend in Staunen gesetzt, weil man da eine unbegreifliche Erscheinung wahrgenommen hat, die man „den Hexenkreis" nannte. Zu viele Leute haben das gesehen, als daß es eine Erdichtung sein könnte. Am Donnerstag Abends sah man noch nichts, aber am Freitag, wenn kaum der Morgen graute, war schon ein Kreis rund um besagten Baum getreten, im reinsten Zirkel. Es mußte während der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag geschehen sein, daß Leute da herumhüpften. Denn es war der Kreis sieben Zoll breit und das Gras zusammengetreten, daß es erst wieder nach und nach aufstehen konnte, und bis zum nächsten Donnerstag war das Gras wieder so hoch und angeschlossen wie das andere unter den Bäumen; aber seltsamer Weise war an zwei Stellen der Kreis nicht eingetreten, sondern gerade inmitten der entgegengesetzten östlichen und westlichen Seite war das Gras in der Höhe, wodurch derselbe eigentlich in zwei Theile getheilt wurde. Der Kreis sah so aus:

Bei **a. b.** und **c. d.** stand das Gras, und es mußte daher von **e. f.** ein Hüpferl gemacht, dann im Halbkreis gelaufen, bei **g. h.** wieder ein Hüpferl gemacht worden sein. Bei **i.** stand der Baum in des Kreises Mittelpunkt.

Die Branntnerinn und ihre Buben gingen fast jeden Freitag mit andern Nachbarn in den Garten, die Stelle anzusehen, und es war immer so. Die Wittwe Branntnerinn verkaufte den Hof 1821 an Josef Schneider, „Späth" genannt. Im Jahre 1824 sah die 19jährige Tochter bei diesem Baume ein Feuer brennen. Sie sagte es ihrem Vater, welcher schauen ging, aber nichts mehr sah, auch keine Asche oder Kohlen antraf. „Späth" vertauschte diesen Hof im Jahre 1832 dem Andreas Schaffenrath, „Schloßanderl" genannt, welcher diesen Baum niederschlagen ließ, und dem Hexentanze eine Ende machte. Jetzt steht ein junger Kirschbaum an dieser Stelle, aber nie mehr ward etwas Ungleiches bemerkt, und der Hexenkreis ist verschwunden.

12.

Hexenrache.

Zu Sterz, eine Stunde von Brixen, im Mittelgebirge gegen Rodeneck zu, lebte ein rüstiges Bauernehepaar mit einem Kinde auf einem

ſchönen Hofe. Dort war eine Bettlerin als Hexe ſehr gefürchtet. Dieſelbe kam oft in den Hof betteln, und man gab ihr ſtets ſogleich, was ſie begehrte, um ſie nur bald hinauszubringen. Einſt beſprachen ſich die Dienſtboten des Hofes, und wollten ſich überzeugen, ob die Bettlerin wirklich eine Hexe wäre, und ſtellten, als dieſe wieder kam, einen Beſen umgekehrt an die Thüre. Es war am Samſtag Abend. Wenn man einen Beſen umgekehrt zur Thüre ſtellt, — ſo iſt der Glaube des Volkes — dann kann die Hexe nicht mehr hinaus, gerade wie wenn Elzenholz unter der Schwelle ſteckt.

Als die Hexe gehen wollte, merkte ſie den Schabernak und blieb bis Abends ſpät in der Stube. Endlich ſagte ſie zur Bäuerin: Laßt doch einmal auskehren! Es iſt ja Samſtag und noch nicht die Stube gekehrt auf Morgen! Und das ſprach ſie oft, aber immer vergebens, denn die Bäuerin wußte um die Sache. Die Hexe aber war gräulich in Aengſten und Nöthen, und endlich befahl die Bäuerin, daß die Magd den Beſen nehme und auskehre. So wie die den Beſen von der Thüre nahm, witſchte die Hexe ſogleich hinaus, aber voll Zorn und Galle, voll Gift und Groll, und voll Rachegedanken.

Und welche Rache übte ſie! Sie melchte die Kühe aus mittelſt eines am Ofen befeſtigten Melchſtrickes und faßte die Milch auf dieſe Weiſe vom Stall der Bäuerin. Sie machte ſchlimmes Wetter, machte das Kind unheilbar krank und ließ es ſterben. Der Bauer bekam die Schwindſucht und die Bäuerin fiel über den nahen Felſen von der Hexe irregeführt und geblendet und brach Arme und Beine.

So grauſam iſt Hexenrache! —

13.

Die Hexe von Thauer.

Hinter der Ruine des Schloſſes Thauer, auf der Wiesmatte gegen Arzl herauf, fielen einem armen Zimmermanne drei Lämmer, die am Abende noch friſch und geſund waren. In des Zimmermanns Hinterhaus wohnte eine Schäfersfrau, die im Rufe der ſchwarzen Kunſt ſtand — folglich für eine Hexe gehalten wurde.

Da ſie gerade an jenem Abend die Lämmer freundlich gefüttert und geſtreichelt hatte, ſo argwohnte des Zimmermanns Weib ſogleich, daß jene „es den Lämmern angethan habe".

In Thauer war damals ein Mehlhändler, der allgemein als Wunderdoctor und überhaupt wegen ſeiner geheimen Kenntniſſe und Künſte berühmt war; dem erzählte die Frau den Vorfall und verſprach ihm guten Lohn, wenn er ſicher ausfindig machen könne, durch wen ihr der Schaden zugefügt wurde.

Der Mehlhändler ſagte: ſie ſolle den Lämmern Ohren und Schwänze

abschneiden, dieselbe bei versperrter Küche auf glühende Kohlen legen, und jede Oeffnung der Küche, selbst das Schlüsselloch, und alle Ritze wohl verstopfen, auch müsse die Stube rein gekehrt sein, daß kein Abschnitzl auf dem Boden liege; wenn nun die Ohren und Schwänze anfingen zu brennen, werde die Person herbei kommen, welche das Fallen der Lämmer verursacht habe. Nachdem sich das Zimmermannsweib mit ihrem Manne verabredet hatte, that sie alles so, wie der Mehlhändler gerathen.

Kaum glimmten die Ohren und Schwänze, so kam die Schäfersfrau hastig zum Zimmermann in die reingefegte Stube, fragte ängstlich nach seiner Frau und wollte in die Küche. Der Zimmermann antwortete, sein Weib sei ausgegangen und habe die Schlüssel zur Küche mitgenommen, so daß er selbst nicht hinein könne.

Da wurde die Hexe immer ängstlicher und jammerte, sie müsse verbrennen, wenn das, was in der Küche auf dem Feuer stehe, nicht weggenommen werde. Er ließ sie noch eine gute Weile zappeln, endlich erbarmte er sich doch und hieß seine Frau das Feuer auslöschen. Ein anderes, weniger mildes Ehepaar hätte die Hexe „zu Staub und Aschen z'samm brennt!"

Diese Hexensage hat auch der Geschichtschreiber Freiherr von Hormayer in einem Werke über Tirol mitgetheilt.

14.

Die Wetterhexe von Mannereck.

Am Mannereck, einem Bergjoche über'm Ultenthale, haben die Hexen auch einen Boden gehabt, und die Umgegend baß geplagt. Im Jahre 1777 erregten sie ein grausames Unwetter, so arg, daß sich am Mannereck ein Felsstück von der Wand, an der es festhing, lossspaltete, und es bildete sich dadurch eine so tiefe Kluft, daß man einen Stein, den man hinabwirft, nicht auffallen hört. Dazu kam auch noch ein kleines wildes Manndl, ganz kurios, man weiß nicht, war's ein Lorgg oder ein Schwarzkünstler oder ein Venediger, das hatte einen Stecken in der Hand und drohte hinunter und schrie: Ganz Ulten soll untergehen! und die gräulichen Wetterhexen schoben mit aller Macht an einem Bergkopf, den wollten sie hinunter ins Thal werfen. In dieser Teufelsarbeit wurden sie aber plötzlich gestört, indem der Klang geweihter Glocken aus den Thaldörfern heraufschallte, der allem Hexenwerke alsbald ein Ende macht. Da zeterten die Hexen ganz giftig: Daß Dich! Daß Dich! Die verfluchte Geisschelle von Sankt Moritzing, die Stierglocke von Sankt Pankraz und die Mooskuh von Lane bringen uns zum weichen!

Nicht besser erging es den Hexen am nahen Kratzberg (Pancratiusberg), auf dem nebst der Langenspitze auch stets ein starker Hexenritt

und eine Hexenauffahrt war. Wenn nun droben die Wetterhexen einen Hagelſturm über die Gegend niederſchauern laſſen wollten, mußten ſie zuvor Hexenkräuter auf das Bette des Meßmers zu St. Pancraz ſtreuen, damit er ſo lange, ſein Mittagsſchläfchen haltend, ſchlafend bleibe, und die Wetterglocke nicht läute. Aber insgemein gelingt es dennoch nicht, denn andere Glockenzungen werden laut, und wenn die Meßmer ſchlafen, ziehen die heiligen Schutzpatrone der Kirchen ſelbſt den Glockenſtrang. So klagte einſt eine daſige Wetterhexe: Ach, hinter mir die heilige Maria von Sennal, vor mir der heilige Ritter Hippolitus auf Naraun, zur Seite der heilige Blutzeuge Pancrazius! Da ſoll der Teufel ſein Wetter ſelber machen, wir vermögens nicht!

15.

Die Trude zu Unterholz.

Auf einem Hofe zu Unterholz im Pfitſchthale diente eine brave fleißige Magd bei einem reichen Bauern; ſie hatte aber die Gewohnheit, zur Nachtzeit gar zu gern fort zu gehen. Das gefiel dem Bauer nicht und er wollte ſie vom Dienſt entlaſſen. Und die Dirn bekannte ihm, daß ſie das Unglück habe, eine Trud zu ſein; ſie verabſcheue aber dieſe dämoniſche Gewalt, daher gehe ſie Nachts in den Wald und drücke die Bäume.

Da erkundigte ſich der Bauer, weil er Mitleid fühlte, bei einem Viehdoctor im Maruiterthale, der als Hexenmeiſter bekannt war, und bei einem Knappen auf dem Schneeberg, der mancherlei Bann verſtand, und beide riethen ihm, er ſolle der Dirn ſeine beſte Kuh opfern, d. h. ihr erlauben, daß ſie in der Nacht dieſelbe tod drücken dürfe, jedoch dürfe er nicht das geringſte Leid darum verſpüren.

Der Bauer, um die Seele der braven Magd zu retten, erlaubte es, und als die Trude die Kuh um die Mitte nahm und ſo heftig und ſo lange zuſammendrückte, bis dieſelbe tod niederfiel, war ſie für immer geheilt.

16.

Hanſl und Franzl.

Wie der Franz Salzburger (ſ. oben die Pfuipfui-Nanni, S. 289), der jetzt ein Wirthshauspächter iſt, erſt 10 Jahre alt war, diente er im Radlhof im Dorfe Ried bei Sterzing, und ſchlief mit dem ledigen Radlbauer in einer Stube. Und ſein Herr erzählte dem Buben oft, daß ihn eine Trud drücke. Er ſehe ſie als junges ſtarkes Weibsbild mit ſtarrem kaltem Blick in die Stube treten, ſie ſpringe auf ihn los, und drücke ihn ſo auf die Bruſt, daß er ſich nicht regen und auch nicht ſchreien, nur „gihna“ (ſtöhnen) könne. Dann bat er auch, wenn er rufe: Jetzt kommt ſie! ſo ſolle der Franzl rufen: Hanſel! denn der Bauer hieß

Johannes, weil die Trud weicht, sobald ein Mensch, den sie drückt, beim Namen gerufen wird. Und richtig, die Trud kommt und der Hansl schrie: Jetzt kommt s'! — wer aber nicht Hansl rief, das war der Franzl, dieweil er sich fürchten thäte, und unter die Bettdecke gekrochen war, und hat den Hansl in Gottesnamen gihna lassen.

Einmal ist die Trud wieder gekommen, und ist von den Füßen der Bettstatt „auf ihn drauf g'hupft", wie er selbst erzählt hat, und da hat er seine rechte Hand ausgestreckt, und Haare von ihrem Kopf derwischt, und sie daran gehalten, sie hat sich aber losgerissen mit Verlust des Haares, und als der Hansl das Haar bei Licht besah, so waren es Strohhalme. Endlich wurde dem Hansl die Kunst gerathen, wenn sie wieder komme, so solle er sie auf den morgenden Tag bestellen, und wenn sie dann sich einfinde, ihr die „drei weißen Gaben" geben. Solches geschah, die Trud kam richtig ganz allein in die Kuchl zum Hansl, und er kannte sie recht wohl, es war ein ganz sauberes Mensch aus Stertzing. Sie nahm die drei oben genannten Gaben (vergl. S. 267), aber er mußte sie ihr mit der linken Hand geben, und legte ihm Stillschweigen auf. Darauf hatte der Hansl vor der Trud auf immer Ruhe. Der Franzl aber hat's verplauscht.

VII.

Oertliche Sagen von Schwarz- und Weisskünstlern und Wunderdoctoren.

1.

Doctor Theophrast und der Haselwurm.

Weit verbreitet ist im Zillerthale, im Alpbachthale, ja im ganzen Unterinnthale die Kunde von einem Wunderdoctor, der einst aus Innsbruck nach Alpbach gekommen, und ein Meister in der Schwarzkunst gewesen sei, der mit Teufelshülfe Wunderkuren und Zaubereien verübt und den Haselwurm gefangen habe. Dieser Wurm hielt sich in einer Berghöhle nahe dem Dorfe Alpbach auf, und sein Fang gelang nur nach großen Mühen und nach Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten.

Des Doctors Name lebt nur noch verstümmelt in der Erinnerung der bäuerlichen Thalbewohner: Phrastl oder Phraschtl oder Pratschl. Aber alles deutet dahin, hauptsächlich die Wiederholung bekannter Sagen, die über den berühmten Theophrastus Paracelsus noch in Wien und Salzburg umgehen und nach Innsbruck übertragen wurden, daß kein anderer, als eben Theophrast gemeint sei, und hier wie in Hall »Dr. Scraficus« genannt wird.

Der Haselwurm, über den unten bei der Thierwelt des Aberglaubens

ein mehreres geſagt werden wird, iſt die in mancher Sage wiederkehrende weiße Schlange, deren Genuß die Sprache aller Geſchöpfe kennen lehrt, und den Augen die Kraft verleiht, durch das Geſtein zu blicken, und zu gewahren, wo im Schooße der Felſen Geäder edler Metalle ſtreichen und Kryſtall- und Edelſteingrotten ſich finden.

Lange mußte Doctor Theophraſt in Alpbach verweilen, bevor ihm der ſchwierige Fang des Haſelwurmes gelang; während dieſer Zeit übte er Wunderkuren aller Art und erfüllte die Thäler mit dem Ruhme ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft. Wie der Haſelwurm nun gefangen war, gebot der Doctor, welcher zu einem gefährlich Erkrankten ſchnell über Land eilen mußte, ſeinem Diener, den Wurm zu ſieden, ihn wohl aufzubewahren, bis er, der Doctor, nach Hauſe zurückkehre, und bei Leibe nichts von dem Wurme zu eſſen.

Der Diener des Doctors Theophraſt kochte den Wurm, wie ihm geboten war, aber er empfand durch das Verbot ſeines Gebieters ein ſtarkes Gelüſt nach dem Wurm; denn er hatte, dazu war er ſchlau genug, gar wohl vermerkt, daß dem Wurm gar „fürnehmbe" Eigenſchaften inne wohnen müßten. Er ſchnitt daher aus dem Wurm inwendig ein Stückchen heraus, und aß es, und legte ihn dann für ſeinen Herrn zurecht, und als dieſer zurückkam, ließ er ſich den Haſelwurm wohl ſchmecken.

In des Dieners Kopf wurde es aber merklich hell, eine ganz neue Welt ging ihm auf; doch er ſchwieg. Er hörte, was die Vögel mit einander ſprachen, was die Hunde bellten, die Katzen miauten, die Pferde wieherten, und dieſe Kunde gefiel ihm ſehr. Einſt begleitete er ſeinen Herrn auf einem Gange in das Innthal, da ſaßen auf einem Baum zwei Elſtern, und ſchnatterten gräulich gegen einander. Sie warfen einander Sack und Seil vor, thaten einander die größten Grobheiten an und ſagten einander die größten Schimpfworte, und alles das über eine Maus, die keine von ihnen erwiſcht hatte. Das machte dem Diener ſo vielen Spaß, daß er laut auflachte. Verwundert wendete ſich der Herr gegen ihn, und fragte, weshalb er lache? — Ueber die Elſtern! erwiederte der Diener: ſie ſchimpfen auf einander wie zwei Doctoren über einen Patienten.

Da wußte Theophraſt, wie viel es geſchlagen hatte, und daß der Diener ſein Nebenbuhler werden würde, zog ſein Schwert, und ſchlug dem Diener den Kopf ab.

2.

Doctor Theophraſt und ſein Diener.

Nach einer andern Sage hat der Doctor Theophraſt den Haſelwurm nicht ſelbſt gefangen, ſondern ein Bauer fing denſelben zufällig und verehrte ihn dem Doctor, weil er wußte, daß derſelbe allerlei Naturalien ſammelte. Das übrige begab ſich in gleicher Weiſe.

Wie nun der Diener des Doctors etwas von dem Würme gegeſſen hatte, ſo ſah er alles hell und klar bis in die weiteſte Ferne. Er ſah ſeinen Herrn auf dem Nachhauſeritt an einer grünen Wieſe ſein Pferd anhalten, ſah ihn abſteigen und Blumen abpflücken. Mit gewöhnlichen Augen konnte man aber den Doctor nicht ſehen, denn er befand ſich noch weit und hinter einem mit Wald bewachſenen Hügel. Wie der Doctor nach Hauſe kam, drückte es dem Diener faſt das Herz ab, die nagelneue Weisheit, die ihm gekommen war, an Tag zu geben, und er ſprach daher: Ei, welch einen ſchönen Strauß habt Ihr auf jener Wieſe, wo Ihr vom Pferde ſtiegt, doch abgepflückt! — Ha! Schurke! ſchrie der Doctor, feuerroth vor Zorn, von wannen kommt Dir dieſe Weisheit? Du haſt vom Würme der Erkenntniß gegeſſen, Du Unglückſeliger, und darum mußt Du ſterben, denn Niemand darf dieſe Erkenntniß haben, als ich, Dein Herr Theophraſt! —

Rief's und zog ſein Schwert, und ſtach den Diener, daß er tod hinfiel.

3.

Vögel und Blumen reden.

Gar mannichfach wandelte ſich dieſe Sage vom Doctor Theophraſt und ſeinem Diener um. Beide ritten mit einander, nachdem der Diener den Haſelwurm verkoſtet hatte, die Elſtern ſchimpften, der Diener lachte, der Herr bemerkte letzteres, that aber nichts dergleichen, d. h. er that, als bemerke er des Dieners Lachen nicht. Beide Reiter kamen jetzt an einem Hofe vorüber, da ſahen ſie eine Bruthenne ihre Jungen ausführen, und da die Henne das trappen der Pferde nahen hörte, gluckte ſie, und rief ihren Jungen zur Flucht, da ſtand aber das Gatter im Wege, und da rief die Henne ihren Jungen zu: Wer nöt drüba fliagen kann, der ſchliaf durhi! und flog übers Gatter, und die ſtärkern ihrer Jungen flogen ihr nach, und die ſchwächern ſchlüpften zwiſchen den Gatterpfählen am Boden durch. — Das gefiel dem Diener Theophraſts über alle Maaßen, und er mußte herzlich darüber lachen, über die kluge Einſicht der Bruthenne weit mehr, als über die Schimpferei der Elſtern. Der Doctor hörte ſeinen Diener lachen, aber er that nichts dergleichen, obſchon ihm ein Licht aufging. —

Bald kamen die Reiter an eine blumige Wieſe, da war ein lautes Leben. Wie die Blumen und Kräuter den Doctor erblickten, warfen ſie ſich in die Bruſt und rühmten ihre guten Eigenſchaften. Der Fieberklee, daß er gut ſei gegen Fieber, der Baldrian gegen Krämpfe, die Chamille gegen Kopfſchmerzen, die Münze gegen Leibſchneiden, der Löwenzahn gut für die Bruſt, die Salbei gut für die Zähne, der Steinklee gut für den Magen, ſo auch das Tauſendgüldenkraut, der Enzian und der Calmus.

Mit einemmale ſprang ein winziges rothes Blümchen in die Höhe, und ſchrie mit einem feinen Stimmchen, aber ſo laut, daß es in die Ohren hilderte (gellte):

„I bin gut für die S...
Für d'roath und für d'weiß'!"

Das gute Blüml meinte die rothe und die weiße Ruhr, da es aber noch niemals von ſeiner Wieſe hinweg und in vornehme Cirkel gekommen war, ſo folgte es nach dem Sprichwort „ländlich ſittlich" ſeiner Gewohnheit und drückte ſich bäuerlich aus.

Darüber aber lachte nun der Diener überlaut und ganz unbändig, denn ſo etwas war ihm noch niemals vorgekommen, ſo viel liebe Blumennatur und Unſchuld, und nun erfolgte wiederum, wie in den beiden erſten Sagen, die traurige Wendung des heitern Scherzes.

4.
Wie Doctor Theophraſt den Teufel plagte.

In allen Sagen von Zauberern und Schwarzkünſtlern wiederholt ſich der Zug, daß ſie den Teufel peinigen und plagen, und zwar auf eine unerhörte Weiſe.

Da nun auch Doctor Theophraſt über den Teufel Gewalt hatte, ſo erhielt er denſelben ſtets im Trab.

Einmal gebot er ihm, kleine, dünne, grüne Fichtenſtämme ſo in der Mitte abzubrechen, daß ſie ſich nicht bogen, ſondern ſie mußten, wie dürres Holz, auseinander brechen und knacken. Menſchenmöglich iſt dieß nicht, und den Teufel machte es gehörig ſchwitzen.

Ein anderesmal mußte der Teufel dem Theophraſt eine Brücke über den Inn bauen, aber ſo ſchnell, daß, wie der Doctor beim Beginn des Baues mit ſeinem Pferde im Trab geritten kam, er auch im Trab über die im Entſtehen begriffene Brücke reiten konnte, und dann mußte auch gleichzeitig hinter dem Doctor die Brücke wieder abgebrochen werden, damit kein anderer ſich ihrer bediene.

Dieſer Zug der Sage deutet nach der niederländiſchen Fauſtſage hin, in welcher auch für Doctor Fauſt, wenn er von Warrenberg nach Bommel fahren wollte, der Teufel mit gleicher Raſchheit eine Brücke bauen und abbrechen mußte. *)

Zu einer andern Zeit mußte der Teufel für den Doctor Theophraſt durch einen Felſen einen Tunnel graben, aber das mußte ſo ſchnell geſchehen, daß drei Minuten nach Beginn der Arbeit der Doctor ſchon beginnen konnte, im Galopp durch beſagten Tunnel zu reiten.

5.
Von Doctor Theophraſts Herkunft.

Wenn ſchon von der Abſtammung Doctor Theophraſts aus Hohenheim in Büchern viel geſchrieben ſteht, ſo nimmt die Sage davon doch keinerlei

*) Siehe: L. Bechſtein Deutſches Sagenbuch: 141.

Kenntniß. In Tirol glaubt und sagt man, Theophrast sei ein Kind der Liebe gewesen, der Sohn eines vornehmen Edelmannes. Andere geben vor, es habe mit seiner Herkunft eine Bewandtniß, wie mit der Robert des Teufels. Man weiß nichts gewisses, aber in einem stimmen die sagenhaften Angaben in Tirol überein: Theophrasts Mutter war ein Mädchen aus der Schweiz, arm, aber liebenswürdig. Als sie das Kind unterm Herzen trug, habe es schon laut geschrieen, daß man es weit gehört habe. Man habe endlich, um Theophrast zur Welt zu fördern, seine arme Mutter in vier Theile zerschneiden müssen. So geht im Unterinnthal allgemein die Sage.

6.

Wie Doctor Theophrast kurirte.

Ein sehr vornehmer Herr zu Innsbruck lag am Tode, kein Arzt gab Hoffnung, und zum Doctor Theophrast mochte der Herr nicht senden, weil er glaubte, dieser heile nur mit Teufelshülfe. Endlich, da dem Vornehmen das Messer an der Kehle stand, wurde Theophrast doch gerufen. Dieser kam, richtete einen Trank her, und gab dem Kranken davon ein. Der Kranke bekam darauf die heftigsten Schmerzen. Die Umgebung desselben, so wie er selbst, meinten, das letzte Stündlein habe geschlagen, es wurde eilend nach dem Doctor gesendet, aber dieser war nirgend zu finden. Jetzt glaubte der Kranke steif und fest, Theophrast habe Rache an ihm genommen, weil er ihm nicht gleich sein Zutrauen geschenkt, und ihn vergiftet, und befahl daher, denn die Macht hatte er dazu, den Giftmischer zu verhaften, wo man ihn fände, und ihm das Lebenslicht auszublasen. Aber vergebens zogen Bewaffnete durch alle Straßen, suchten den Doctor in allen Häusern und in seiner eigenen Wohnung, und rings um die Stadt — er blieb verschwunden. Nach zwölf Stunden ließen bei dem vornehmen Kranken alle Schmerzen nach, bald war er frisch und gesund, und mit einemmale stand der Doctor bei ihm in dem Krankenzimmer. Da bat ihn der Vornehme demüthig um Verzeihung, und bot ihm reichen Lohn. Theophrast aber flüsterte ihm leise ins Ohr: Du bist ein Lump! und ging zur Thüre hinaus.

7.

Der goldene Küch'lspieß.

Einst machte Doctor Theophrast einen Spaziergang von Innsbruck nach Amras; da kam er an einem Bauernhofe vorbei, auf dem er einmal ein Kind kurirt hatte. Die Bäuerin sah ihn, und dankbar eingedenk seiner Wohlthat lud sie ihn ein, zu ihr einzutreten, und bewirthete ihn mit frischgebackenen Nudeln (Krapfen). Darauf wollte sich der Doctor hinwiederum dankbar erzeigen, er nahm den eisernen Küchlspieß (das Kuchen-

eisen) und überstrich ihn mit einer gelben Salbe, worauf derselbe sich alsbald in pures Gold verwandelte. Selbiger Spieß ist hernachmals der Bäuerin um schweres Geld abgekauft worden, und in die Amraser Sammlung gekommen, allwo er sich noch befindet, dermalen im Belvedere zu Wien und hoffentlich bald wieder in Amras.

8.

Hahnenkikerle.

Im Gasthause zum goldenen Stern zu Innsbruck (andere sagen beim Schiffwirth zu Salzburg, ist all eins;) kehrte einst eine sehr reiche fremde Fürstin ein, die von einer sehr schmerzlichen Krankheit befallen war, welche kein Arzt zu heilen vermochte.

Der Doctor Theophrast, von dem diese Fürstin hörte, und dem zu Liebe sie nach Innsbruck gekommen war, wurde gerufen, fand aber da eine Krankheit, über welche er selbst nicht Meister wurde. Das war ihm und noch mehr der Fürstin sehr unlieb, wie jeder sich denken kann.

Die arme reiche Fürstin lag einst trostlos im Bette, da kam ein winziges Manndl zu ihr in die Stube, das ihr Hilfe versprach und ihr etwas eingab, davon sie ganz hergestellt werden sollte. Das Manndl sagte ihr jedoch, wenn es von heute nach einem Jahre wiederkomme, und sie seinen Namen „Hahnenkikerle" vergessen habe, so müsse sie mit ihm als seine Braut unter die Höttinger Klamm ziehen. Die Fürstin ging den Antrag ein und erwachte am anderen Morgen so frisch und gesund wie eine Mairose.

Die Fürstin blieb in Innsbruck, gab dort Feste auf Feste und so kam es, daß das Jahr bald herum war; da erinnerte sie sich an den Zwerg, aber dessen Name war ihr — entfallen. Nun fragte sie viele Leute um Zwergennamen, aber leider immer vergebens. Sie vertraute ihre Angst Freunden und Freundinnen; diese schlugen die Hände zusammen, trösteten mit dem Munde, wußten aber keinen Rath. Nur ein armes Dienstmadl, die es hörte, nahm sich vor, der guten Fürstin zu helfen. Es stieg in die Klamm, dort vielleicht etwas Gewisses zu erfahren. Sie lauerte und schlich bald da, bald dort hin, endlich hörte sie in der tiefen Klamm ein lustiges Gejuchze, und sah unten einen Zwerg toll springend und rufend:

„Juhe! daß die Fürstin im Stern nicht weiß,
Daß ich Hahnenkikerle heiß'!"

Das Mädchen eilte sogleich nach Hause und erzählte der geängstigten Dame, was es gehört habe. Jetzt erinnerte sich die Fürstin an den Namen, und als der Tag kam und der Zwerg erschien, rief sie „Hahnenkikerle!" Sogleich enteilte Hahnenkikerle zornig in die Berge. Das Mädchen wurde von der Fürstin reich beschenkt, und als es einen braven Bürger zu Innsbruck heirathete, fürstlich ausgestattet.

Hier hat die Volksüberlieferung zwiſchen der Theophraſtſage und einem ſehr häufig wiederholenden Märchenſtoff ein ſehr loſes Band geſchlungen, wie es ſich denn gar nicht ſelten trifft, daß Sage und Märchen verſchwiſtert Hand in Hand gehen. So iſt es unter anderm der Fall mit der Zwergenſage von den Schneckhäuſerbergen in der Gegend von Göttingen*), wo die märchenhafte Namenauskundſchaftung auch in die Sage eintritt. Eigen iſt es, daß in dieſer Sage die gerühmte Kunſt den Wunderdoctor im Stich läßt, ohne daß erſtere den Grund, weshalb? näher angiebt.

7.

Doctor Theophraſts Tod.

Da Doctor Theophraſt zu Innsbruck verweilte, hatten die dortigen Aerzte faſt gar keinen Verdienſt mehr, weil alle ihre Kranken ihnen untreu wurden, und ſich zu Theophraſt um Hülfe wandten. Theophraſt war der Mann der Wunder, und Wunder hofft zuletzt jeder Kranke, wenn die Hoffnung auf natürliche Hülfe verſchwindet. Theophraſtus, das war allbekannt und in jedermanns Munde, konnte Gold machen, beſaß den Stein der Weiſen, eine Verjüngungseſſenz, einen gezähmten Haſelwurm, der ihm alle Geheimniſſe der Welt offenbarte, und einige Spinnen, welche alles Gift auf- und an ſich ſaugten und ſogen, das in feindlicher Abſicht dem Doctor nahe gebracht wurde.

Die feindſeligen Aerzte zu Innsbruck verſchwuren ſich aus Collegenhaß und Brodneid, dem Theophraſt an das Leben zu gehen, nur wußten ſie nicht recht, wie? Wohl dachten ſie an Vergiftung, aber auch an die Antidota (Gegengifte), welche Theophraſt alle beſſer als ſie kannte, und an ſeine giftſaugenden Spinnen. Da rieth ein anderer Schwarzkünſtler, der dem Theophraſt ob Neides ebenfalls ſpinnefeind war, zu Diamantkörnern, als welche das ſtärkſte Gift enthielten. Und ſo wurden dem Theophraſt, durch Beſtechung ſeines Dieners, in der That aufgelöste Diamantkörner beigebracht. Theophraſt ſpürte bald genug die Wirkung, ſchloß ſich alsbald ein, und befahl dem Diener, inner fünf Tagen die Thüre nicht zu öffnen. Dann ſetzte ſich Theophraſt in ſeinen Stuhl, nahm eine Kreuzſpinne und ließ dieſe in ſeinen Magen hinunterkrabbeln, damit ſie das Gift heraufziehe. Selbige Spinne that auch redlich ihre Pflicht, ſie holte jeden Tag einen Tropfen Gift, ſo viel als ein Diamantkorn, aus dem Magen durch den Schlund herauf. Den Diener aber plagte die Neugier, er begriff nicht, wie ſein Herr ſo lange allein und ohne ihn leben könne, und öffnete ſchon am vierten Tage die Thüre. Ueber das Geräuſch erſchrack die Spinne, und ließ das letzte Gift wieder fallen, und nun konnte ſie es nicht noch einmal

*) Siehe: L. Bechſtein Deutſches Sagenbuch. 385.

auffaugen. Solches wußte Theophraſt, doch hatte er immer noch ein Mittel, ſich im irdiſchen Leben zu erhalten. Er übergab ſeinem Diener das Gläschen mit der Goldtinctur und gebot ihm, den Inhalt in den Inn zu ſchütten, dann gab er ihm auch ein Döschen voll Pulvers, und gebot ihm: „Wenn ich geſtorben ſein werde und erkaltet, ſo zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in dieſe eherne Truhe, ſtreue dieſes Pulver oben darauf, und öffne nach neun Monaten erſt, und keinen Tag früher, das Gefäß. Dafür ſoll Dir reicher Lohn werden.“ Der Doctor ſtarb, die Goldtinctur lag, damit kein Nachfolger ſie beſitze, im Inn, deſſen Waſſer noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz ſtrahlt, und der zerhackte Leib des Wundermannes lag in der Truhe. Aber leider ließ die Neugierde den Diener nicht ruhen. Er öffnete ſchon nach ſieben Monaten die Truhe, und erblickte mit Schreck in ihr eine menſchliche Sieben-Monatsfrucht, die krümmte ſich und ſtarb vom Zutritt der kalten Luft.

So wurde Theophraſts Verjüngungsproceß vereitelt, und Theophraſt erſtand nicht wieder zum Leben, lebt aber in der Sage ewig fort, und ſelbſt in Sagenbildern bei tiroliſchem Mummenſchanz und bei Faſchingzügen.

10.

Der Hexenmeiſter von Siſtrans.

In Siſtrans, ohnweit Innsbruck, lebte einmal ein Mann, ein Raufer wie keiner im ganzen Lande; er zog auf alle Kirchweihfeſte, wo ehemals die ſtärkſten und muthigſten Burſchen abſichtlich zum Raufen zuſammenkamen, fand aber nie einen, der ſeiner Meiſter wurde. Aber dieſe übermenſchliche Stärke war nicht das einzige; er konnte noch andere Künſte, er konnte noch mehr als Birnen ſieden und die Stängel nicht naß machen. Lief ein tüchtiger Fuchs oder ein tüchtiger Haſe im Wald draußen, ſo richtete ihnen der Siſtranſer die Latze (Schlinge) gerade hinter dem Ofen auf, und in der Früh hieng das Wild gewiß in dem Drath. Wurde Jemandem etwas geſtohlen, ſo ging man zu ihm; denn er konnte das geſtohlene Gut bringen machen. Er nahm bloß ein kleines in Schweinsleder eingebundenes Büchlein aus dem Kaſten und begann zu leſen, und der Dieb mußte, er mochte wo immer ſich aufhalten, von einer unwiderſtehlichen höheren Gewalt getrieben, die entfremdete Sache wieder aufnehmen und dem Leſenden zutragen, bei dem ſich natürlich auch immer der Eigenthümer befand. Dieſes Büchlein hatte aber eine ſolche Kraft, daß der Dieb bei jedem Worte einen Schritt thun mußte; dreimal Wehe alſo demjenigen, der etwas Großes, Schweres geſtohlen hatte, und mit dieſem aus weiter Ferne oder über ſteile Abhänge gehen mußte, wenn der Mann zu ſchnell las; von weitem hörte man ihn ſchon daher keuchen, ſein Leib war im Schweiß gebadet. —

Eines Tages machte sich dieser Hexenmeister einen Knieschemel von neunerlei Holz, kniete darauf neben dem Orgelkasten in der Kirche, und schaute auf die Leute hinab; da sah er alle Hexen, wie sie hinterlings in der Kirche waren. — Aber nach der Kirche waren diese Hexen haufenweise über ihn her, und hätten ihn zerrissen, hätte nicht der Geistliche ihn befreit; denn die Hexen merkten es wohl, daß er sie jetzt alle kenne.

Dieser Mann hatte einst in der heiligen Nacht dem Geistlichen die consekrirte Hostie, während dieser sie in die Höhe hielt, entwendet, und dieselbe eingewickelt unter einem Tüchlein mit sich fortgetragen, und trug sie nun seit dieser Zeit am linken Arme; daher kamen alle seine Künste, und seine unbändige Riesenkraft. Doch am Ende kam bei ihm der Sensenmann, warf ihn mit aller seiner Kraft und seiner Pfiffigkeit auf das Todbett, und er mußte sterben. Damit aber hielt es schrecklich hart; drei Tage und Nächte lag der Raufbold in Zügen und konnte nicht ersterben; man rief wiederholt den Geistlichen und nach langem Zureden und Bitten fieng der Sterbende endlich an, einzubekennen. Man schnitt aus seinem Arme die Hostie heraus, welche schon in den Arm hineingewachsen war, und verbrannte die vorgefundenen Zauberbücher und Schriften. Als man diese in die Flammen warf, krachte und donnerte es furchtbar, und wurde eine Hitze, daß das Blei von den Fenstern herabrann, und während dieses Höllenlärms starb der Raufbold.

11.

Binder-Hansl.

Zu Wälsch'nofen, vier Stunden von der Pfarre Völs entfernt, lebte ein gewisser „Binder-Hansl", ein sehr starker Mann, mit Weib und Kindern, seines Handwerkes ein Binder, der im Jahre 1824 allgemein betrauert starb; denn er war ein weit und breit berühmter Bauerndoctor, aber „Wunderdoctor" hieß man ihn. Er konnte fast alle Krankheiten heilen, mochten sie Menschen oder Vieh befallen haben, hatte auch das Mittel gegen Hexerei und Verzauberung und wo etwas Verdächtiges im Hause oder Stalle vor sich ging, wurde Hansl gerufen und er half. Ein besonderes Universalmittel besaß er gegen den Wurm am Finger, ein Uebel, das sehr schmerzhaft ist, wie jedermann weiß, der es kennt.

Einst — in den Kriegsjahren — geht der Binder-Hansl nach Botzen, bei der Straße am Kuntersweg, da begegnet ihm der Schmied von Kartaun, welcher von feindlichen französischen Truppen gezwungen, die große Trommel trug. Binder-Hansl ist am Wege hinein nach Botzen zu, der Schmid herauswärts. Mit Schmerzen klagt jenem der letztere seine Noth. Da sagt der Hansl: i stöllat halt d'Trumml nieda! aft war's nöt so schwar. Dem armen Schmied that der Spott weh; doch die Franzosen straften ihn

für's loſe Maul, packten auch den Hansl, und zwangen nun ihn, umzuwenden und die Trommel zu tragen. Er trug ſie wirklich bis zur Feigenbrücke bei Blummau.

Zu Blummau an der Brücke ſtellte Hansl die Trommel auf den Boden und ſagte: Da bin i heraus gekommen, da geh ii wieder hinein! Ein wilder Franzoſe, der recht gut deutſch ſprach, packte ihn beim Rock und ſprach: Kerl, nimm die Trommel auf, oder — da zeigte er auf den Säbel. Doch der Binder-Hansl lachte dazu und ſagte: das wolln ma ſeh'n, macht ein Zeichen mit der Hand, ſtreckte über die Franzoſen die Finger von der ganzen Hand aus und — alle waren wie aus Stein bewegungslos — er hatte ſie „gfrorn gemacht". So ließ er ſie ſtehen und ging lachend von der Feigenbruck'n über den ſteilen Bergſteig hinauf, welchen man „die Katzenleiter" heißt. Erſt ganz oben ruft er hinab: Jazt habts geſehn was i kann, iatzt kinnt's wieder gehn! Dabei machte er wieder ein Handzeichen und ſie waren wieder regſam und lebendig. Aber da hättſt d's ſeh'n ſoll'n, wie ſie die Trommel aufgenommen und davon gerennt ſein!

Der Schmied war früher ſchon abgeſchoben, denn der wurde nicht „gfrorn gemacht", darum mußten die Feinde ſelbſt ihre Trommel tragen.

12.

Der Schnaner Draher.

Zu „Schnan", einem Dorfe unter der berüchtigten Schnanerklamm, wohnte ein gefürchteter Schwarzkünſtler, der ebenſo gut oder böſe, wie die Hexen Unwetter, Viehſeuchen, Hagelſchläge, Bergbrüche u. ſ. w. herbei zu zaubern vermochte, wenn er juſt wollte. Zugleich war er auch ein kunſtreicher Doctor, und heilte Krankheiten, welche Andern zu heilen unmöglich waren.

Von dieſem „Viehdoctor" glaubt man für gewiß, daß er mit und durch den Teufel wirkte.

Ein unbändiger Stier — wild geworden — raſete auf der Alpe Verwall; ein Stier, welcher auf Menſchen losrannte und ſie tod ſtieß. Man ließ dem Eigenthümer ſagen, er möge ſelbſt kommen oder ſeinen Stier abholen laſſen, ſonſt werde man denſelben erſchießen. Da ging der Beſitzer des ſonſt werthvollen Stieres zum Schnaner Draher und fragte den um Rath.

„Das iſt wohl arg" — ſprach der Schnaner — es wird halt das Beſte ſein, den Stier umzubringen; jedoch — ſetzte er hinzu — mi erbarmt das Thier, ich will Euch denſelben zu billigem Preis abkaufen. Da überließ der Bauer ihm gerne den Stier um einen Spottpreis.

Der Schnaner Draher ſendete nun einen nur zwölf Jahre alten Buben hinauf zur Alpe und zu dem wilden Stier. Den lachten droben die Hirten gewaltig aus, als er ihnen ſeinen Auftrag ausrichtete, daß er den Stier heimführen ſolle. Aber bald ſtanden ſie voll Erſtaunen, als ſie ſahen,

wie der Stier zahm und folgsam sich vom Knaben lenken ließ und ganz gutmüthig nach Schnan in den Stall seines neuen Herrn folgte.

Einst theilten die Bauern von Schnan einen Wald untereinander, ließen ihn fällen, und brachten das Holz mit großer Mühe heim, weil besagter Wald sehr entlegen in wildem Bergthale lag.

Der Schnaner Draher jedoch ließ alle geschlagenen Stämme liegen, dann ging er einmal in der Nacht hinaus, nahm eine „Goasel" (Peitsche), schnalzte über die Stämme hin, und — im Augenblicke sprangen und flogen alle Stämme durchs Thal zu seiner Hütte nach Schnan hinab.

Wie derselbe Doctor einer Bäuerin zu Petnen einen guten Rath gegeben, siehe oben Hexensagen 4.

Dieser Schnaner Draher soll, als er älter geworden ist, dem Teufel wieder abgeschworen haben, und reumüthig und streng büßend als Einsiedler im Gebirge verstorben sein.

3.

Der Brugger von Zell.

Zu Zell im Zillerthale lebte einst ein Mann, den man nur unter dem Namen „der Brugger von Zell" kannte. Er war ein Weißkünstler; er konnte sich stich-, hieb- und schußfest, andere aber konnte er „g'frorn" machen, den Teufel konnte er „bringen machen" und Diebe „wiederbringen machen". Ebenso besaß er die Goldtinctur oder Verjüngungsessenz und in der That ist derselbe über einhundert Jahre alt geworden.

Der Teufel selbst hat dem „Brugger" nichts anhaben können, denn als letzterer verstorben war, und zwar als ein guter Christ, so hat er ein ehrliches Begräbniß erhalten und sind ihm reichlich Seelenmessen gelesen worden; aber etwas Eigenes ist es doch mit ihm, denn man will für gewiß wissen, daß des Bruggers Leib unter der Friedhoferde fort und fort wächst, und zwar Jahr um Jahr ein kleines Stück, und soll schon unter der Kirchhofmauer unten hindurch gewachsen sein, und wenn er endlich bis zur Brücke gewachsen sein wird, dann wird der jüngste Tag kommen. Deswegen heißt der begrabene Mann der „Brugger", vordem hieß er anders, aber sein anderer Name ist den Leuten längst vergessen.

14.

Der Hexeler.

Zu Hall im Innthale, ohnweit Innsbruck, wohnte ein Mann, der war Bauerndoctor, Viehdoctor und Fischer in einer Person; war ein gewaltiger Hexenjäger und als solcher von allem, was rothe Augen hatte, sehr gefürchtet. Derselbe hieß Kolb, und wurde insgemein der „Hexeler" oder auch der „Hexenkolb" genannt.

Einſt fiſchte der Kolb auf dem Achenthalerſee, als ſich plötzlich kohlrabenſchwarze Gewitterwolken über ihn zuſammenzogen und aus ihnen eine Wetterhexe ins Waſſer herabſtürzte, welches Kolb durch einen Bannſpruch und Handzeichen, die er hinauf machte, bewerkſtelligte.

Die Hexe ergriff alsbald des Schiffleins Rand, jedoch Kolb ſchlug ſie auf die Hand mit dem Ruder, und wollte ſie erſaufen laſſen.

Nun bat ſie flehentlich, er ſolle ſie retten, ſie wolle gerne von allen Zaubereien abſtehen. Meinethalben! ſprach Kolb: ich will Dich retten, wenn Du die Zaubereien aufgiebſt, indeſſen mußt mir auch Dein Zauberbuch geben, damit ich alle euere hölliſchen Zauberkünſte kennen lerne und auch die Gegenmittel alle erfahre.

Nach langem Hin- und Herſtreiten, wobei die Hexe faſt erſoffen wäre, gab ſie ihm ein ſolches Buch, in das ihre geheimſten Künſte eingetragen waren.

Seitdem wurde der Kolb einer der erſten Wunderdoctoren. Wenn er jemandem helfen ſollte, ſo mußte der Leidende Nachts zu ihm kommen, nur bei beſondern Fällen kam er ſelbſt ins Haus eines Kranken.

Wenn Kolb „Verhexten" helfen wollte, dann machte er punkt 12 Uhr Nachts den Rauch mit fünferlei Kräutern an, nämlich von Ehrenpreis, Haſelmennig, Widerton (roth Frauenhaar), Gundelrebe und Raute. Während des Rauchens wurde der Verhexte mit einer „Marterdornruthe", die auch in der Nacht abgehauen wurde, ganz gelinde geſchlagen, wobei aber die Hexe blutige Schmerzenſtreiche bekam. Kolb ſchlug ſo lange, bis die Hexe, die es dem Kranken angethan hatte, erſchien, und den Zauber abnahm.

Es durfte jedoch niemand ein Wort reden, nur der Kolb allein unterhandelte mit der Hexe. Hätte ein anderer ein Wort geredet, ſo hätte auch der Hexeler für dieſe Nacht die Macht über ſie verloren.

15.

Das Konradl-Manndl.

Im Alpbacherthale wohnte ein Mann, der ein guter Doctor bei Menſchen und Vieh war. Er galt allgemein für einen Weißkünſtler. Sein wahrer Name war Anton Konrad, aber ſeine kleine Geſtalt und die ländliche Sitte, ſich mehr der Tauf- als der Zunamen zu bedienen, hatte ihm den Namen das Konradl-Manndl verſchafft. Die Rede ging, er leſe und lerne alle ſeine geheimen Künſte aus einem Buche, welches er von ſeinem Vater ererbt habe, und das ſchon lange in der Familie ſich befinde.

Wenn bei einem Bauer die Butter nicht gedieh, ſo rief man das Konradl-Manndl. Da gab er eines ſeiner Geheimniſſe dem Bauer zum Beſten. Wenn Du keinen Butter derſchlägelſt, ſollſt Du warmen Kuhdaſchen (Kuhdreck) in den Rahm werfen, dann hört die Verhexerei für immer auf,

und der Kuhdreck verſchwindet bald, kommt aber zur Her, die muß ihn genieß'n.

Einmal ging ein Bauer von Alpbach auf ſeine Alpe zu, die Krare auf dem Rücken, da klopfte ihm ein Weibl auf die Achſel, und ſagte kichernd: a Tonail (Anton) gahſcht gen Alm? — Ja! antwortete er, und wie er das ſagte, gab es ihm einen ſchmerzhaften Riß in den Arm, der alsbald lahm blieb. Der Bauer gab der Hexe den Schlag nicht zurück, und hatte ihr das Ja gegeben, da blieb er unheilbar. Aber „s'Konradl-Manndl" hat ihn endlich doch hergeſtellt. Dieſes Manndl wäre bald zu weit in die Schwarzkunſt hinüber gekommen, und zwar vor lauter ſtudiren und forſchen; deſſen war ihm dieſes ein Zeichen: er ſah nämlich oftmals in der Kirche nicht mehr das Aufwandeln der h. Hoſtie, vielmehr trat ein finſterer Schatten zwiſchen ſeine Augen und die Hoſtie — das war eine Mahnung, daß er zu weit käme; hierauf ließ er es bei dem bewenden, was er ſchon wußte, und daran that er ſehr wohl.

Im Jahre 1820 iſt das Konradl-Manndl ganz ſeliglich verſtorben.

16.

Der Weber vom Vomperberg.

Die Uebung der ärztlichen Kunſt ſteht in den höher gelegenen Alpenthälern Tirols noch ſo ziemlich auf der Stufe der Paracelſiſchen Zeit. Die Kranken ſenden noch einen gemeinſchaftlichen Boten, dieſer belädt ſeine Krare mit gefüllten Uringläſern, manchmal zwanzig bis dreißig auf einmal, und trägt's zum Doctor. Dieſer beſchaut Glas für Glas, giebt für jedes nach Befinden einen Trank, einen Thee, eine Salbe, und händigt es dem Boten ein. Gut iſt's, wenn dieſer die Medicinen nicht verwechſelt, ſondern hübſch aufmerkt, für wen jede gehört. Auf dieſe Art pflegte der erſt vor einigen Jahren verſtorbene „Vögele" von Matrai, im Unter-Wippthal, mehr als 3000 Fuß über dem Meere, zu heilen. Von früh bis Mittag wimmelte es von Kranken oder deren Boten auf ſeinem Hofe. (Vögele ſtarb 1855.)

Aber die Künſte, welche der „Weber vom Vomperberg" bei Vomp im Innthal, ohnweit Schwaz, verſtand, hat keiner von den „G'ſoachdoctoren" gekannt, denn es ging ins Uebernatürliche; allgemein wird geſagt, er ſei halb vom Teufel gekapert geweſen, ja Augenzeugen haben verſichert, daß ihn der Teufel ſchon gehabt, er aber demſelben entronnen ſei. Dieſer Weber iſt erſt im Jahre 1845 geſtorben.

Der Weber vom Vomperberge verkaufte einſt mehrere junge Schweine an einen Bauern jenſeits des Inn. Der Bauer trieb die gekauften „Ferkeln" über die Rothholzerbrücke, und wie ſie in der Mitte waren — prrr! — waren ſie verſchwunden. Alles ſchrie: das hat der Weber pfiffig gemacht, er hat das Geld, und die Fakln hat er gewiß wieder ins Haus zurück gehext!

Der Bauer trank sich voll Verdruß erst einen Dampf, und ging dann zurück zum Weber, welcher just zwischen Ofen und Mauer auf der Ofenbank lag, und die Füße herausstreckte.

Der zornige und angetrunkene geprellte Bauer fiel über den Weber her und wollte ihn im Zorne bei den Füßen herausreißen — aber — o Himmel — der Bauer hatte jetzt beide ausgerissenen Füße in Händen! — Er erbebte, warf die Füße in die Stube und lief davon und sagte nie etwas wegen den Fakln.

Hier hat sich die Sage einiger Stücklein aus dem Doctor Faustbuche bemächtigt, und sie örtlich heimisch gemacht.

17.

Der Reck.

Inmitten des acht Stunden langen Pitzthales liegt das Dorf St. Leonhard am rechtseitigen Ufer des Pitzbaches.

In der Nähe des Widums fällt der Schwambach als schöner Wasserfall nieder, dort hatte vor vielen Jahren der Schmiedmeister Reck seine Werkstätte.

Dieser Schmied war ein ganz braver Mann, zwar betrieb er die weiße Kunst, doch derart, daß männiglich staunen mußte.

Er hatte alles von seinem Vater erlernt, und nur durch guter Mächte Hülfe, durch die Gnade des Herrn, vollbrachte er erstaunliche Kunstwerke.

Er verfertigte nämlich „Fuchseisen", denen kein Thier entkommen konnte, wenn das Eisen einmal gelegt war, ja selbst ohne Köder fingen sich die schädlichen Thiere darin.

Auch Büchsen verfertigte der Reck, welche die Kugeln einen halben Ladstock tief in den härtesten Granitstein hineinschoßen.

Seine Kugeln, welche er mit weißen (frommen) Bannsprüchen während des Mettenläutens goß, trafen eben so sicher, wie die Freikugeln, ohne daß er dafür seine Seele verkaufen durfte.

Aber der Wildjäger von Wiesen, eine Stunde hinter Kaltenbrunn im Kaunserthal, „der Wiesenjackl", der mit der schwarzen Kunst noch größere Stückl machte, wußte den Reck nach und nach zu verführen, so daß am Ende seine Seele des Teufels wurde, weil er die weiße mit der schwarzen Kunst vertauschte, mit Hexen sich einließ und seines Seelenheiles verlustig ging. Der Reck konnte sich in eine Maus verwandeln und hat es öfter gethan.

18.

Der Wiesenjackl.

Eine Stunde über Kaltenbrunn steht der Hof Wiesen, darauf wohnte vor mehr als hundert Jahren ein Wilderer, welcher durch Teufels-

bündniſſe Wunder vollführte. Man hieß ihn nur den Wieſenjackl. Er hatte weiche Kugeln; wenn er eine ſolche weiche Kugel lud und ſchoß, konnte er ſo weit er wollte treffen, und wenn er in ein Rudl Gemſen ſchoß, ſo fielen juſt ſo viele, als er wünſchte.

Auch konnte der Wieſenjackl durch Handzeichen und durch ſtampfen mit dem Fuße das Wild feſtbannen, „gfrorn" machen. Einſt machte er viele Gemſen gfrorn, da ſahen aber die andern Jäger, wie den armen Thieren die Augen voll Thränen ſtanden, worüber ſie ſich entſetzten und dieſe Kunſt nicht lernen mochten.

Der Wieſenjackl betrieb noch mancherlei ſchlimme Künſte; einſt aber fiel er in eine Kluft, und glaubte ſich rettungslos verloren. Da faßte er Reue über ſeine Sünden und betete ſo von Herzen, daß ihn wirklich Gottes Gnade erhörte. Er kam aus dem Spalt, und wanderte alsbald in Folge eines Gelöbniſſes mit bloßen Füßen baarhaupt bis nach Maria von Kaltenbrunn, wo er mit erfrorenen Gliedern ankam, darauf als Eremit ſtrenge büßte, nachdem früher ein anderer Eremit den Teufel von ihm weichen gemacht hatte, der auf den Wieſenjackl paßte, und ſo ſtarb zuletzt der Wieſenjackl noch gut und ſelig. Auf ſeinem Grabe zu Kaltenbrunn ſteht noch heute ein Stein mit folgendem Reime:

„Hier liegt ein Wildſchütz, unverdroſſen
Hat er über 1300 Gams geſchoſſen,
Wie auch viel Füchs und Haſen
Und verthut damit ſein eigen Waſen."

Waſen ſteht hier für „Anweſen" oder Bauerngut; denn der Wieſenjackl hatte ſein ſchönes Gut durchs Wildern vernachläßigt und endlich vollends ganz verthan; es wurde in der Gant verkauft.

19.

Der Matz-Lauter.

Aehnliches, wie von den Wetterheren am Mannereck und St. Pancraziusberg (ſ. Hexenſagen 14), wird aus dem Leben eines berüchtigten Schwarzkünſtlers erzählt. Das war der Matthias Lauter, insgemein der Matz-Lauter genannt, der aus Brixen gebürtig war, und bei Latzfons am Berge wohnte. Er war überall gefürchtet, denn er machte Zaubereien, welche kein anderer Menſch je ausführen konnte. Noch leben viele Leute in jener Gegend, die ihn kannten, und vieles von ihm erzählen.

Der Matz-Lauter fanggirte in der Gegend umher, weil er nirgends Ruhe hatte, betrat die Hütten der Bauern, welche ihm gerne gaben, was er verlangte, nur um ſeiner ledig zu werden und weil er eine grauenhafte Erſcheinung war. Bisweilen gab er whl einiges von ſeinen Künſten zum Beſten.

Einmal machte er in einer geräumigen Bauernstube in jeder der vier Ecken ein anderes Wetter zu gleicher Zeit. In einer Ecke schien die Sonne; in der zweiten war es düster und pfiff der Wind; in der dritten regnete es sanft, und in der vierten blitzte, donnerte und hagelte es. Ein andersmal zwang er Hennen, die sich jenseits des Eisackthales befanden, zu ihm herüber zu fliegen und Eier zu legen, mit denen er die Bäuerin, welche gastfrei gegen ihn gewesen war, beschenkte.

Seine Wunderkraft, so glaubte man allgemein, müsse er vom Teufel haben, indessen wurde man dabei etwas irregeführt, denn gerade er plagte und peinigte den Teufel am ärgsten, und man berichtete für ganz gewiß, daß der Matz-Lauter einst den Teufel zwang, durch eine furchtbare Wildniß, in der keine Ziege fortkommen konnte, einen Weg zu machen, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, als er mit einem schnellen Pferde nachreiten konnte. (Nachhall einer Theophrastsage.)

Ein anderesmal mußte ihm der Teufel einen glatten, ungeheuren Baumstamm unten auffangen, welchen er über eine Felsenwand, mehr denn tausend Klafter hoch, hinunterwarf.

Als Wettermacher war der Matz-Lauter höchst gefürchtet, denn er selbst gab zu verstehen, daß er als Feind der Menschen alles aufbiete, um ihnen zu schaden, und bekannte, daß nur das Läuten der geweihten Glocken seine Macht hemme. Man kennt in dortiger Gegend überall das Sprichwort noch, welches er stets im Mund führte:

„Wenn die Tonnig-Moosgrillen und der Lai'ner-Stier, und die Latzfonser-Muaspfann und die Peterer-Goasschelle nöt war'n, wollt i mit dem Bergl schun achi fahr'n."

Unter Tonnig-Moosgrillen verstand er die Glocken der heil. Antoniuskapelle bei Feldthurns, unterm Lai'ner-Stier die Glocke von Laien, unter Latzfonser-Muaspfann die große Glocke von Latzfons, und unter Peterer-Goasschellen das schrillende Geläute der Kapelle zum heil. Petrus, eine kleine Wallfahrtskirche eine Stunde von Latzfons. Dieses Geläute ist in nächster Nähe seiner Wohnung gewesen (½ bis 1 Stunde entfernt); sonst hätte er schon längst das ganze Gebirge über Latzfons mit Bauernhöfen nach Klausen hinabgeworfen, das meinte er durch den Ausdruck: „wollt i mit dem Bergl schun achi fahr'n".

20.

Der Oberleitner in Terenten.

Zu Terenten im Pusterthale liegt ein Gehöft, welches der Oberleitnerhof heißt, dessen Besitzer vor vielen Jahren lebte, und als der alte Oberleitner im ganzen Umkreis des Gebirges bekannt war.

Dieser Oberleitner war auch ein Schwarzkünstler und nebenbei ein

gewaltiger Wildschütze, der gern über das Gebirg in die wilden Felsenthale des Stillupp- und Floitenthals auf Steinböcke auszog, und viele erschoß. Er hat auch in der That und leider die letzten mit seinem Stutzen weggestutzt. Einmal war er drüben mit einem Kameraden und sagte zu dem: Ei, da schau mal, mein Weib stellt just das Schmalz über das Feuer, um Krapfen zu backen; sie is heunt just nöt gut gelaunt; da müssen wir schon zu Essenszeit anlangen, sonst kriegen wir einen Ausputzer. — Ja, meinte der Andere, da haben wir ja anderthalb Tag' zu laufen. — Noan, noan, meinte Oberleitner, und wie sich die Leute auf dem Oberleitnerhof zum Essen setzten, gehen auch diese zwei bei der Thüre hinein. Natürlich konnte das nicht zugegangen sein, allein wie es geschehen, ist auch nicht zu sagen. Denken kann sich's jeder schon, daß es mit des Oberleitners Kunst zugegangen ist.

Auf dem Zugebäude des Oberleitnerhofes ist noch heute ein altes Gemälde, welches eine Geschichte des frühern Besitzers, der ein leidenschaftlicher Jäger war, festhält, und welches den Beweis liefert, daß das „Festmachen" kein eitel Jägermärchen ist. Der Oberleitner arbeitete im Feld, er sah nahe bei der Eidechsspitze Hirsche. Er befahl dem Knecht, die Büchse zu holen. Dieser lachte aber und meinte, da werden dieselben wohl davon laufen, bis er so weit hinauf „kraxeln" könnte. O, die hab ich schon fest gemacht! sagte der Oberleitner. Und richtig, sie blieben feststehen, bis er oben war, und konnte auf jeden einzelnen ruhig anschlagen und sie niederschießen.

21.

Noch mehr Wunderdoctoren.

Wenn man von allen Wunderdoctoren Tirols erzählen wollte, würde es ein Buch für sich allein; gab und giebt es doch im Landl sogar auch Wunderdoctorinnen, und wo gäbe es die nicht? Sie dürfen nur nicht in allen Ländern doctoriren, thun es aber doch oft heimlich.

In Völser-Aicha war der Bauer Kumpatscher, der konnte g'froren machen; er saß auf dem Harderhof.

Auf dem „Ritten" war der berühmte Pircher, der „bringen machen" vermochte, ein Paar alte Wunderbücher besaß, wofür ihm ein Herr aus Botzen 2000 Gulden geboten hat, und die Kranken oft ganze Tage lang warten ließ, bevor er sie anhörte; dann aber machte er sie schnell gesund.

Der Veitl im Pusterthale kurirt verhexte Kühe und „macht 'sbringen".

Zu Latzfons lebt ein altes, aber noch beinfrisches Weibele, eine weit und breit berühmte Bauerndoctorin, man nennt sie nur die „Mühlelin". Sie holt alle Kräuter, die sie den Kranken giebt, selbst vom Gebirge, kurirt besonders Scrophelkinder, und kurirt, daß es eine Freude ist. Ihre Ziehetochter soll ihre Nachfolgerin werden, und ihre Geheimnisse erben.

Auch im Bregenzerwalde iſt ein ſolches Doctorweibele ſeßhaft.

So ſteigen aus der Vergangenheit die alten Schwarzkünſtlerſagen in die Gegenwart nieder, und verjüngen ſich in ihr gleich denen von den Göttern, und nehmen niedrige Geſtalt an.

I.

Oertliche Sagen von Venediger-Manndeln, fahrenden Schülern und Schatzgräbern.

1.

Das Venediger-Manndl auf dem Sonnwendjoch.

Vor Alters kam alljährlich ein dunkel gekleidetes Männlein aus Venedig, welches, wie es viele ſeines Gleichen im Brauch hatten, Goldſtufen und Goldſand, ja auch Goldſtaub aus den Quellen und Bächen ſammelte, und ſtets bei letzteren in den Thalengen, beſonders am Sonnwendjoch, arbeitete.

Es kam im Frühjahre und zog im Herbſte ab, war ein gutmüthiges ſtilles Manndl, und blieb jedesmal, wenn es heimreiſete, beim Senn in der nahen „Kothalpe", beim Sonnwendjoch, über Nacht, welche gegenwärtig dem Wirth zu Reit, Praxmarer, und dem Wirth zu Rothholz, Eſterhammer, gehört, und zunächſt „den Kögeln" (Berge) liegt, welche ſich im herrlichen Achenthalerſee ſpiegeln.

Es traf ſich einſt, daß der alte ehrliche Senn von der Kothalpe ſtarb, und an ſeine Stelle ein verſchmitzter alter Böſewicht kam.

Das Venediger-Manndl kehrte wie gewöhnlich wieder zum Nachtlager zu, jedoch der neue Senn, vom Teufel der Habſucht verführt, wollte daſſelbe während der Nacht umbringen, und ſich den Reichthum aneignen; aber der Hirtenbub wußte den Schatzgräber zu warnen, ſo daß er ſich retten konnte.

Seit dieſer Zeit kam der Venediger nicht mehr; der Hirtenbub wurde ſpäter Knecht im „Iſarwinkl" in Baiern. Da traf ihn das Loos, daß er einberufen wurde, und nach Italien marſchiren mußte. Sein Regiment wurde nach Venedig gelegt.

Nach einigen Tagen ſchlenderte der Soldat neugierig an einigen ſchönen Paläſten am Canal grande vorbei, als er aus einem Fenſter des erſten Stockes beim Namen gerufen wurde, und man ihm hinauf zu kommen winkte.

Er ſtieg ſogleich über die breite Marmorſtiege empor, wo ihn ein edler Venediger in ſchwarzer Sammetkleidung empfing, der ihn in ein wundervoll prächtiges Zimmer führte, auf einem Sopha ihn Platz nehmen ließ, ſich zu ihm ſetzte und begann: Ihr habt vor Jahren einem Venediger in der Kothalpe das Leben gerettet, Ihr ſollt nun belohnt werden; daher begehrt, Ihr ſollt alles haben, was Ihr wollt. — Laß das gut ſein,

lieber Herr! antwortete der Soldat, ich that nur meine Pflicht; dafür wird der Himmel sorgen, ob ich Lohn verdiene oder nicht.

Diese Antwort schien den Venediger sehr zu erfreuen, er nahm den Jüngling bei der Hand und sprach: Das zeigt mir, daß Du ein echter Tiroler bist. Er ging nun in ein Nebenzimmer und kam bald darauf ganz so wieder heraus, wie er als „Venediger-Manndl" in der Kothalpe aussah. Der Soldat erkannte ihn nun und hatte große Freude und wurde zutraulich.

Nun wiederholte der Venediger abermals das Anerbieten von Geld und Reichthum, aber der Soldat lehnte es wieder ab, und sagte: Gesundheit und Zufriedenheit ist mein Reichthum und diesen wird mir der liebe Herrgott bescheeren, so lange er es für gut findet. Einen Wunsch aber hätte ich wohl, und dieser wäre, daß ich vom Militär ohne zu desertiren nach Isarwinkel fahren könnte, wo ich mein Schatzerl habe, ein Mädl wie Milch und Blut.

Der Venediger hatte diesen Wunsch kaum gehört, als er sogleich ein großes weißes Tuch herbrachte, in welches ein Mantel eingehüllt war.

Er nahm den Mantel heraus, und legte ihn dem Soldaten über den Rücken, und schlug das weiße Tuch auch noch darüber. Auf einmal fühlte der Soldat sich in die Luft gehoben. Grüß' mir Deinen Schatz! hörte er nur noch den Venediger nachrufen; denn pfeilschnell flog er aus dem hohen Fensterbogen — wie sie in Venedig gebräuchlich sind — fort, das weiße Tuch breitete sich wie eine weiche Wolke aus, trug ihn sanft, und ließ ihn bei dem Hause seines Mädchens nieder. In der Manteltasche fand sich ein reicher Brautschatz.

Das Glück verließ den Burschen nimmer. Er wurde bald ein glücklicher Gatte, kaufte sich vom Soldatenstande los, und hat sein Abenteuer oft genug erzählt.

2.

Die Goldbrünnlein.

Wenn man von Schmirn gegen den Kasererberg hineinkommt, ein Weg von $1\frac{1}{2}$ Stunde, sprudeln am Fuße des Schmirnerferner einige Quellen hervor, welche die Goldbrünndln benannt sind, und Gold führen sollen.

Hierüber weiß man vielerlei Wunderbares zu erzählen, besonders auch das, daß in frühern Jahren Venediger und Juden (Goldjuden genannt) sich vieles Gold daraus geholt hätten. Sie gruben kleine viereckige Kästen (Teichl) in die Erde und leiteten die Goldwässerlein darüber, Goldkörner und Goldstaub sank darin zu Boden, welche sie dann jährlich zweimal leerten.

Im Jahre 1849 fanden die Hirten alldort ein solches Teichl, welches durch eine Abrutschung im Frühjahr ausgegraben und zu Tage gebracht wurde, seitdem ist diese Sage wieder lebendiger als je im Thale verbreitet.

Der Wirth im nahen Orte Kasern, „der Schirmerwirth auf Kasern" genannt, weiß hievon mehr zu erzählen.

Ohnweit der Alpe „Steinkaſer" quillt neben dem „Oberberg" auch ein Goldbrünnlein. Ein Hirte hat in demſelben einmal ein Tröglein entdeckt, das ein Venediger da zurückgelaſſen. Waſſer war darin, Schlamm und Steingries auch, Gold aber nicht.

Nicht weit von einer Schäferhütte am „Vorbergerſee" quillt das Schwarzbrünndl, eine ſchwache Quelle. Auch dieſe ſoll, gleich unzähligen anderen, vor Zeiten Gold geführt haben.

Auf der Latzfonſer-Alpe bei Klauſen zeigen die Hirten dem Wanderer gerne eine von ihnen ſehr hochgehaltene Quelle, und erzählen, wie vordeſſen aus ihr ein Venediger-Manndl ſchreckhaft viel Gold von dannen getragen. Das Manndl war in ein ſchwarzes Sammtröckl gekleidet, aber ſehr finſter, und Niemand hat gerne mit ihm reden mögen.

Auch an der ſchönen Alpe „Hinterkaſer" zeigt man noch von den Venediger-Manndlen leider ganz ausgebeutete Waſſerquellen, zu denen man vom Kaſerbache aufſteigt.

Ueber Hötting beim Bergfall hat man vor alten Zeiten am Rauſchenbrunnen auch ein Männlein angetroffen, welches dort eine heimliche Goldwäſche hatte, und den Goldſand auffing und von dannen trug.

Und ſo ließen ſich noch gar viele Quellen namhaft machen, wie von anderen deutſchen Gebirgsquellbrunnen auch, welche die Sage goldführend nennt, und an welche ſie Venediger Goldſucher verſetzt. Und allen dieſen Sagen liegt eine Wahrheit zum Grunde; das Gold war wirklich da. Einiges Gold liegt in jedem Gebirge; einzelne Theile deſſelben entführten dem tiefen Erdſchooße die Quellen im Laufe der Jahrtauſende; es lag lange in den Quellrinnen — da lernte man es ſuchen und finden, und ſuchte und fand ſo lange, bis nichts mehr ſich finden ließ.

3.

Der Goldſucher auf dem Hofe Tendres.

Zwiſchen Reſchen und Nauders liegt der Hof Tendres, darauf lebt noch der alte Tendreſer Bauer, der erzählte Wort für Wort:

„Jedes Jahr im Herbſt kam ein Venediger-Manndl, in dunkelm aber oft zerriſſenem Gewande, wie ein Bettelmännlein, das auf meinem Hofe über Nacht lag, am andern Morgen gegen den grünen See hin bis an die Schweizergrenze ging und Abends wieder zurückkehrte."

„Da ich nicht begreifen konnte, was dieſes Bettelmännchen in dieſer Gegend alljährlich zu ſuchen habe, und da es in einem Tage weder Alpen noch Hütten oder Höfe erreichen konnte, wo ſich etwas erbetteln ließ, ſo ging ich ihm nach und fand es am grünen See bei einer Quelle, wo es eben den Sand aus einem hölzernen Troge, in welchen die Quelle hinein rann, herausnahm, und in ſeinen Sack ſchüttete."

„Ich dachte mir nun: Warte, warte, Männchen! ich werde Dir dieses Geschäft erleichtern, und vor Deiner Ankunft den Trog ausleeren."

„Ist der Sand etwas werth, so kann ich ihn auch brauchen, und wäre er nichts werth, so würdest Du nicht jährlich hieher kommen und den Sand holen."

„Im nächsten Jahre gegen den Herbst ging ich zur Quelle, deckte die Steinplatten vom Troge ab und fand ihn voll Goldsand. Ich machte mich, obschon er sehr schwer war, damit nach Venedig, wo ich einem reichen Herrn denselben zum Kaufe anbot. Der Mann schlug die Hände zusammen und sagte: O Du reicher Mann! Ich habe nicht so viel Geld, um das Gold zu bezahlen. Aber gehe hinab in jene Gasse, dort findest Du ein großes, aber verschlossenes Haus; klopfe an, und dort wird Dir der reichste Mann von Venedig aufmachen, und Dir Deinen Sand abkaufen. Als ich in die Nähe des Hauses komme, ruft schon von weitem eine Stimme aus dem Palaste herab: Tendreser Bauer! komm herauf mit dem Gold! Ich begriff nicht, wer mich so weit von der Heimath kennen sollte, ging hinauf in das Haus und fand darin eine Pracht und einen Reichthum, daß mir völlig die Augen weh thaten. Als ich in das Zimmer zum Herrn hintrat, fand ich auf einem goldenen Sessel sitzend das Bettelmännchen, das so oft bei mir über Nacht gelegen. Er stand auf, drohte mit dem Finger und sagte: Du hast nicht ehrlich gehandelt, da Du mir meinen Trog ausgeräumt hast. Weil Du mir aber oft zu essen und Nachtlager gegeben hast, will ich Dir für dieses Gold, das mein gehört, doch einen kleinen Taglohn geben. — Er gab mir für jeden Tag, den ich auf der Reise war, ein Goldstück, dann hielt er mir einen Spiegel vor; ich sah darin meinen Hof Tendres, und Weib und Kinder auf dem Felde arbeiten, kurz alles so, wie wenn ich vor meinem Hof stände; dann drehte er den Spiegel um, und ich sah die Quelle am grünen See mit dem Troge, dann wischte er über den Spiegel und sagte: Jetzt geh nach Hause, und Du wirst weder Quelle noch Trog mehr finden."

„Und so war es auch. Als ich nach Hause und zum grünen See kam, war es mir nicht mehr möglich, die geringste Spur von jener Goldquelle zu finden." — Es ist eine schöne phantastische Gegend, die, zwischen Reschen und Nauders.

4.

Die Pfrillen.

Zu hinterst am Krummbach bei der Gerlos liegen drei kleine Bergsee'n, wovon einer noch Millionen von „Pfrillen" enthält, eine sonst beliebte Fischgattung. Aber kein Mensch im ganzen Thale ißt davon, weil sie von einem „Venediger-Mannd!" hineverpflanzt wurden, und die Eigenschaft besitzen, daß sie den davon Essenden eine langsame Abzehrung bringen.

Die Sage kündet von diesen Pfrillen, daß vor alten Zeiten ein dortiger

böser Bauer die Nachbarn sämmtlich vertilgen, oder „zur Sterb bringen" wollte, ohne Aufsehen, um nach und nach das ganze Thal zu bekommen, und daß er sich durch den Venediger ein solches Giftstückl machen ließ. Sein sündhaftes Thun aber hat ihm schlechten Lohn getragen, denn er steckt nun als Verdammter drunten im See, und die Pfrillen fressen fort und fort an ihm, weil sie außerdem keine Nahrung drunten bekommen, und was sie ihm abfressen, wächst immer wieder nach, wie in der antiken Göttersage die Leber des Prometheus. So lange nun der Glaube an diese Nahrung der Pfrillen im Volke lebt, ist es keinem Menschen zu verdenken, wenn er auf deren Genuß verzichtet.

5.

Der beschriebene Stein und die Seeschlange.

Zu hinterst des Vigarthales im Unter-Wippthal-Gebiet steht ein riesiger Steinblock, hoch und breit, wie ein dreistockiges Haus, in welchen verschiedene Zeichen und Buchstaben eingegraben sind, die nicht mehr zu deuten. Das ganze Thal war einst ein Alpensee, seine Vertiefung heißt noch jetzt „Seegrub", und im Hintergrunde liegen unterm Abhange des Glunkezers die fünf kleinen dunkelgrünen Vigarsee'n, aus denen der Mühlthalbach fließt, der etwas weiter vor einen schönen Wasserfall bildet. In einem der See'n, der Blausee geheißen, ruht ein Goldschatz, der bisweilen blüht. Der Schallerwaschtl von Tarzens hat ihn einmal blühen sehen, und da er eine Art Bergknappe war, stets allerhand im Grind hatte, und überall herum knappte, so dachte er auch diesen Schatz zu heben. Daher kam ihm ein „fahrender Schüler" oder Student just gelegen, der einen Bergspiegel (was man in Deutschland Erdspiegel nennt), eine Zeig- oder Wünschelruthe und ein Zauberbuch hatte. An diese drei Stücke hing der Schallerwaschtl sein letztes Geld, und der Student grub in jenen Stein die magischen Zeichen. Der Schatz wurde nun beschworen, da kam aus dem blauen See eine unthümlich große Schlange, zehn Schuh lang, und so dick wie ein Menschenschenkel, das mochte vielleicht der Schatzhüter sein; sie hatte einen Kopf, so dick wie ein Butterschaff, und fuhr auf die Beschwörer los, diese aber rissen aus wie Schaafleder, und für sie hatte der Schatz nun einmal nicht geblüht, das war ausgemacht.

Die große Schlange dieser Gegend ist aber eine nahe Muhme zu der bekannten Seeschlange, die von Zeit zu Zeit im Meere der Zeitungen, wenn es recht politisch windstill ist, auftaucht. Selbige erstere ließ sich 1849 in der Nachbarschaft der Wegscheideralpe von dem Stiels Hans, Bauer zu Patsch, sehen, der auch vor ihr davon lief. Im Jahre 1856 sah sie am Herz-Jesu-Sonntag der Melcher Franzl auf derselben Alm im Mösl am Bach beim Waldele. Sie schwamm im Bach abwärts, stieg dann

heraus ins Moos und rückte aufgden Wegscheiderfranzl zu, der lief geschwind davon und kam todbleich zu dem Hirten auf der Alm. Der Kühbub sah sie zweimal, am Peterstag und zuletzt am Montag den 14. Juli 1856. Er heißt Franz Anker aus Patsch. Seitdem haben sie drei geladene Büchsen in der Hütte, haben die Löcher unter Hütten und Häg gut verstopft. Man soll sie öfter im Moos vor einem Hochwetter sehen; wenn's recht warm ist, kriecht sie gerne im Wasser des Baches, der allda ganz ruhig läuft und Möser bildet. Sie spürt das Wetter. Schleicht gerne beim Bach unter den großen dortliegenden beschriebenen Stein. Der Doll Natz (Nagiller mit Schreibnamen), Bauer zu Tarzens, ein sogenannter „der viel versteht", hält sie für den Schatzwächter und war heuer schon dort, meint sie mit einem großen Angel zu fangen. Ein Naturforscher war auch dort, um sie als große Wasserschlange zu schießen. Was er aber geschossen hat, verbietet die Sittsamkeit zu nennen.

6.

Das Zauberbuch.

Im Pusterthale starb einst ein Jäger, dessen Ur-Ahnl sich von einem fahrenden Schüler ein großes Zauberbuch verschafft hatte, und wegen seiner Bannkünste (er konnte sowohl sich als andere fest machen, und traf alles sicher, was er nur wollte) absonderlich berufen war. Er hatte alles aus jenem Buche gelernt, welches als geheimes Vermächtniß seit einem Jahrhundert vom Vater auf den Sohn überging. Daraus wußte er viel Künftiges zu deuten, ja sogar seinen Tod, und das ging also zu:

Im Winter spürte der Jäger sich unpäßlich und lag hinterm warmen Ofen. Eine Kuh, die er besonders pflegte und lieb hatte, brachte ein Kalb. Er fragte angelegentlichst die Magd, was das Kälbchen für eine Farbe habe? Sie sagte, daß es schneeweiß sei. Als er dieses vernahm, sprang er auf, sperrte sich in die Kammer und brachte bald einen Pack Schriften und allerhand Zeichen und Bücher und warf alle in die Flammen des geheizten Stubenofens, die er tüchtig anschürte. Auf dieses alles legte er noch jenes dicke große Zauberbuch. Während diese Dinge verbrannten, floß aus den Blättern des Buches ein Blutbächlein heraus und zischelte sonderbar in den züngelnden Flammen. Der Besitzer starb kurz darauf und somit waren alle seine Kunstgriffe seinen Erben für immer verloren.

7.

Irregang.

Auf dem Weg von Innbach nach dem Eben zu ist der wohlhabende Bauer Wallner von Innbach (er lebt noch, ist jetzt siebzig Jahre alt, noch

ſehr munter und brav) Baumrinden kaufen gegangen, um Loh für die Gerber zu machen. Das war im Jahre 1814.

Wie er den Berg hinauf geht, ſo iſt ihm alle Augenblicke der Weg unbekannt vorgekommen, wo er doch jeden Stein kannte, und es war ihm ganz eigen zu Muthe, weil er auch in die Irre geführt wurde, bald da bald dort ab vom Pfade.

Er ging fort, immer aufwärts hin, und ſchon $4\frac{1}{2}$ Stunden war er am Weg und doch noch nicht nach Eben gekommen. Da findet er endlich am Berg ein Manndl auf dem Moosboden ſitzen, im grauen Gewand, welches ein Jagdgewehr an der Seite liegen hatte; das Manndl ſagt: Guten Morgen! wo denn heunt hin? heunt hin? Sagt der Bauer: Rinden kaufen, aber ich glaub', ich bin nicht auf dem rechten Weg. Sagt das Manndl: O ja, Du haſt oft gnua den rechten Weg gemacht, werſcht'n heunt wohl a haben!" Der Bauer ging weiter und nach einigen Minuten kommt er zu Felſenkluppen (Klammen), glitſcht aus und fällt ſich faſt zu tod. Da unten kommt er ſpäter wieder zu ſich, und fängt an, dem Manndl zu ſchreien; ſchreit aber vergebens bis ſpät Abends. Der Bauer ſchrie immer ſo: Hundert Gulden und einen Staar Waitzen! ſonſt brachte er nichts von ſich. Die Nacht vergeht. Am anderen Tage ſchreit er bis Abends wieder ſo. So vergehen drei Nächte und drei Tage. Am letzten Tag war der Bauer ſo entkräftet, daß er einſah, wie aus dieſer Klamm keine Erlöſung zu hoffen ſei; er macht daher Reu und Leid, betet und ergiebt ſich in den Willen Gottes recht als ein braver Chriſt. Hat ſich auch noch verlobt, wenn er dennoch gerettet würde, zu den armen Seelen im Volderer Walde zu gehen, und dann ſank er um. Die Nacht geht vorbei, am Frühmorgen aber kommt er dennoch wieder zu ſich und hört Menſchentritte. Er nimmt die letzte Kraft zuſammen und ruft: Hundert Gulden und einen Staar Waitzen! Zwei Bauernknechte, welche droben gingen, hörten ihn rufen; ſie hatten glücklicherweiſe Stricke bei ſich, um das Heu vom Berge zu ziehen, und riefen ihm hinab: Wo biſt D'! Er antwortete: Da! und ſie fanden ihn endlich tief unten. Sie mußten jedoch die zwei großen Seile zu einem zuſammen binden, und dieſes hinab laſſen, und endlich wurde der Wallner heraufgezogen. Er hat die hundert und einen Staar Waitzen gegeben, und die Wallfahrt ſogleich ausgeführt.

Ob es das Manndl ihm angethan hat durch Blendung — ob er auf eine Irrwurzel gekommen iſt — das weiß er ſelbſt nicht. Aber ſchneeweiß iſt er am Kopf geworden, und vergeſſen hat er zeitlebens nicht die Angſt und Fährlichkeit ſeines Irrganges.

8.

Die Wechſelmünze.

Im Lande Tirol iſt faſt bei den meiſten Bauern der Gebrauch, daß ſie zu ihrem Gelde einen geweihten Benediktuspfennig, oder ein geweihtes Kreuzl,

beſonders wenn es durch lange Jahre an einem Roſenkranz hing, oder auch drei Palmkätzchen von geweihten Palmzweigen hinzu legen. Eben ſo wird man bei den frommen Viehhändlern oder Fuhrleuten oder Marktleuten u. a. m. im Geldbeutel ſtets einen Benediktuspfennig oder ein Kreuzl finden.

Dieſer Brauch ſtammt aus uralter Zeit, als noch die vielen herumziehenden obdachloſen Fremden, zum Theil mit Familien, dem Lande eine große Laſt, und ſehr gefürchtet waren. Erſtens kannte man dieſe Leute nicht, ſie hatten fremde Tracht und Geſichtszüge und übten allerhand Schwarzkünſtlerſtücklein, wahrſagten aus der Hand, ſchlugen Karten auf, und ein Fluch von ihnen brachte namenloſes Unheil, daher gab man ihnen überall aus Furcht, ja ſie brandſchatzten faſt manche Häuſer. Wer nichts gab, dem ging es ſchlecht, meiſt brannte dann das Haus ab. Man hieß ſie Zigeuner, obgleich unter dieſem Ausdrucke alle unbekannten Durchzügler, fahrende Schüler, Studenten und dergleichen, die Laninger oder Törcherartig herumſtreiften, verſtanden wurden. Die Hauptkunſt von ihnen war „das Geldwechſeln" oder „d'Wechſelmünz". Es waren Münzen von Pfennig- bis Thalergepräge, welche ſie bei ſich trugen, und wenn ſie ein ſolches Geld unter fremdes Geld zu bringen wußten, dann verſchwand alles andere, nur die Wechſelmünze blieb dort, das andere Geld jedoch kam in die Hände der Zigeuner und Streuner.

Daher kam es ſo weit, daß mancher einem Unbekannten niemals Geld verwechſeln mochte, und manchen gibt es im Lande, der es noch nicht thut. Wem ſich kein Geld in der Sparkaſſe erhalten will, der ſagt: ich glaub ich hab einen Wechſelpfennig in der Sparkaſſe gehabt; oder von einem, der nie Geld daheim hat, heißt es: der hat eine Wechſelmünz daheim.

Ein Mädchen wurde Braut; am Wege fragte Einer den Andern: was bekommt ſie für ein Heirathgut? Der Andere ſprach darauf: von der Mutter das Mütterliche, vom Vater einen Wechſelthaler! — Dieß war ein übles Nachreden, denn es wollte ſagen nichts! wohl noch ärger iſt ſolch ein Ausdruck, es bedeutete hier: daß dem Bräutigam Gefahr bevorſtehe, daß ſie ihn um ſein Vermögen bringen werde — oder das Mädchen ein von der Mutter verzogenes Kind ſei, welches für die Wirthſchaft nichts tauge, was für eine Bauernſchaft freilich ſehr gefährlich iſt; denn ohne eine brave Bäuerin kommt die Bauernſchaft auf die Rodl (geht zu Grunde).

Ein Achenthaler Kohlenführer, welcher Kohlen zu den kaiſerlichen Schmelzhütten im Innthal fuhr, hielt am Ufer des Achenthalerſee's ſtill, und ſchlug ſich ein Feuer. Da trat zu ihm ein fremder Mann in einem Soldatenrock, mit breitgekrämptem Wallachenhut, und bat, ihm einen Sechſer (ſechs Kreuzer) zu wechſeln. Der Kohlenführer zog ſeinen Beutel, darin er einen Thaler und kleine Silber- und Kupfermünze hatte, gab jenem ſechs einzelne Kreuzer, und warf den Sechſer in den Beutel. Faſt mit auffallender Eile entfernte ſich der Törcher, und der Kohlenführer dachte: Sicher hat mich der Kerl

mit einem falſchen Sechſer angeſchmiert, zog abermals den Beutel, den Sechſer näher anzuſehen. Das konnte er thun, der Sechſer war da — aber alles übrige Geld war pfutſch.

9.

Der Wechſel-Achtzehner.

Zur Zeit als die Säumer über die Berge mit Saumröſſern vom Südtirol mit Wein und Branntwein ins Nordtirol herüberfuhren, begegnete es einem Händler, daß von Jaufen herab gegen Sterzing zu, eine wandernde Zigeunerbande ihm begegnete und ein Mann der Bande gar ſchön bat, jener möchte ihnen für einen Achtzehner Kreuzer geben. Der Händler entſprach alſogleich dem Wunſche und warf den Achtzehner in ſeinen ledernen Fuhrmannsbeutel, wo er nahe bei dreißig Gulden darin hatte. In Sterzing verkaufte er Wein beim Adlerwirth, und mußte etwas herausgeben; aber wie er den Beutel öffnete, war alles Geld verſchwunden, und nur der Achtzehner lag darin. Wie der Händler nun ſtaunte, ſagte ihm ein alter Schnapsbruder, der juſt am Tiſche zechte, daß er vom Zigeuner vermuthlich eine Wechſelmünz erhalten habe — den Achtzehner ſolle er nur gleich verwerfen, ſonſt komme er noch um mehr, und erzählte ihm auch, daß es mit einem ſolchen Geld die Bewandtniß habe, daß es alles andere verſchwinden mache und in die Hände desjenigen bringe, welcher die Wechſelmünz hergegeben habe. Der Säumer lachte den Alten aus, und behielt ſeinen Achtzehner, ſteckte ihn aber ins Seitentaſchl.

Nach ſeiner Heimkunft erzählte er die Geſchichte den Nachbarn im Wirthshauſe, von denen einige jedoch auch ſchon etwas von Wechſelmünz gehört hatten, und dieſe fragten ihn alsbald, wo er den Achtzehner aufbewahrt habe? Er ſagte ihnen, daß er ihn in ſein Geldkaſtl geworfen habe. Das könnt' halt doch gefährlich ſein, — meinte der andere — denn man weiß doch nicht, was ſo ein Sakaravolk für Zauberkünſt' verſteht, und es kann Dir leicht auch das ander Geld zum Teufl gehen!

Dieß war dem Händler ein Floh ins Ohr, er rannte ſogleich in ſein Haus, das gerade über der Straße war, und kam ganz beſtürzt zurück, brachte den Achtzehner, und erzählte, daß alle ſein Geld verſchwunden ſei, und es betrage über zweihundert Gulden. Jetzt wurden alle nicht wenig aufgebracht über ſolche Bosheit und ſie machten ſich über den Achtzehner her, und ſchmolzen ihn beim Schmied im heißen Kohlenfeuer flüſſig, dann warfen ſie alles in den Wildbach hinein. Das geſchmolzene Silber ſoll ſchrecklich gepfiffen und geſprüht haben — 's hat vermuthlich den Teufel ſelbſt gezwickt und gebrennt, denn daß die Wechſelgelder vom böſen Feind herrühren, darüber braucht keiner lange im Zweifel zu ſein.

10.

Venediger Brutpfennige.

Eine ungleich bessere Münze, als die verrufene Wechselmünze, gaben öfters denen, die ihnen Gutes erzeigten, die Venediger-Manndl. Solche Münzen waren kleine, unscheinbare Pfennige, mit dem Löwen von San Marco auf dem Gepräge, meist sehr abgegriffen, und die alten Dogennamen auf der anderen Seite kaum noch lesbar. Wurde ein solcher Venedigerpfennig zu anderem Gelde gelegt, so nahm es niemals ab, wenn auch täglich etwas davon verausgabt wurde. Am anderen Tage war die Summe immer wieder vollzählig. Aber diese Brutpfennige dienten nur dem Guten und Redlichen, nicht dem Verschwender. So wie der Besitzer eines solchen Pfennigs zu unnützen oder gar zu sündlichen Zwecken Geld von dem Haufen nahm, so verschwand alsbald der ganze Zauber, und der Venedigerpfennig verlor seine sammelnde und erhaltende Kraft.

Vom bekannten Heckthaler gehen in Tirol nur wenige seltene und dunkle Sagen. Derselbe konnte nur durch den Teufel erlangt werden, durch Beschwörung um Mitternacht auf einem Kreuzweg, und unter sehr gefährlichen Umständen und Ceremonien.

11.

Schätze und Schatzheber.

In das Bereich der Venediger-Manndl- und fahrenden Schülersagen fallen auch noch die zahlreichen sagenhaften Mittheilungen über verborgene Schätze und deren Hebung, bei welcher letzteren die ersteren sehr häufig betheiligt erscheinen, besonders wenn von den flüssigen Schätzen, den Goldbrunnen (vergl. o. Sage 2) die Rede ist, aber außerdem nicht selten.

Schätze — diese Ideale irdischer Seligkeit, beschäftigten einst, wie zum Theil immer noch viele Köpfe, und wohl viele ehemals wohlhabende Männer leben noch im Lande, vom Almosen der Gemeinden unterhalten, die unglückliches Schatzgraben dahin gebracht, denn es ging ihnen, wie der anderen Hälfte solcher Bedauerungswürdigen, welche ihren letzten Heller auf „Hoffnungsbauten" ergiebiger Bergwerke verausgabten, und jahrelang gruben und schaufelten, daß man es kaum glauben kann, wie es möglich war.

In ihrer Leidenschaft vernachlässigten solche Männer ihre häuslichen Beschäftigungen, und standen unversehens am Bettelstabe, eben so überrascht, wie davon — daß sie nichts gefunden hatten.

Eins ist als unumstößliche Wahrheit anzunehmen, daß das sogenannte „Goldgraben und Schätzeheben" eine gleiche Leidenschaft werden kann, wie das Lotteriespiel der armen Leute, denen Gutmüthigkeit nicht, wohl aber vernünftige Ueberlegung fehlt, daher der vernünftige Bauer Schatzbann und

Traumbücher aus dem Fenster oder ins Feuer wirft, und sich um den Haussegen an den Himmel wendet.

Die Ursache, daß die edlen Metalle der Bergwerke nicht mehr angetroffen werden, sieht die Sage darin, daß sie versanken, besonders wegen dem Glockengeläute; mit den Schätzen hat es eine andere Bewandtniß.

Die Schätze können in der Regel gehoben werden, daher nur das Wann und Wie zu erforschen ist, welches sich aber meistens zur Unmöglichkeit steigert.

Schätze sind in allen Theilen des Landes vorhanden; auf den Bergen, im Thale, unter Felsen, Bäumen, im See, auch im Keller, unterm Heerd und hinter Mauern. Vor allem sind es die „Ruinen" der einst mächtigen Burgen, in welchen die Schätze in verschiedener Form ruhen.

Jede alte Burg hat ihre Schatztradition aufzuweisen; einst war es mit den Burggeistern eben so, diese sind ziemlich verschwunden (erlöst), nur die Schätze blieben unveränderlich ruhen.

Unter der Schloßruine zu Thaur liegt ein großer Schatz verborgen, nicht weniger als neun große goldene Kegel und dazu eine goldene Kugel. Auf diesen Schatz haben seit Jahren in den dortigen unterirdischen Gängen Leute gegraben, nun sind die Gewölbe fast alle eingefallen.

12.

Das Kegelspiel der Margarethe Maultasch.

Ein goldenes Kegelspiel ist auch im Schlosse Maultasch bei Terlan verborgen, welches alle hundert Jahre „blüht", d. h. durch einen Glanz auf der Oberfläche der Erde sich anzeigt, wo man hinuntergraben müßte, den Schatz zu heben.

Beda Weber erzählt hievon ausführlich in seiner Beschreibung von Tirol, daß das Kegelspiel der Margaretha Maultausch gehört, und daß es ihr Jäger „Georg" gestohlen und vergraben habe, als seine Herrin zu Botzen 1363 das Land Tirol an Oesterreich abtrat. Als er es vergraben hatte, traf ihn zwei Tage darauf ein Schlagfluß, und niemand wußte darum. Er wandelt als Schatzhüter schwer gestraft umher; um Mitternacht stellt er die Kegel seufzend auf, wirft die goldene Kugel ans Schloßthor, dieses fliegt dann mit Krachen auf, und es treten heraus die alten Grafen von Tirol und Görz, manche mit Kronen auf dem Haupt, und Margarethe „die Maultasch" mit ihrem schimmernden Halsband. Sie kegeln — der unglückliche Georg muß aufstellen, aber die Kugel trifft stets seine Füße so schmerzvoll, daß er so laut schreit, daß mans über Botzen bis nach Sigmundskron hört.

Nur wer den Schatz hebt, der erlöset auch Georg. Es ist nicht so lange her, als einst zur günstigen Stunde ein Eierweib den Schloßweg hinaufging. Die arme Seele Georgs nahm ihr den Eierkorb vom Kopfe, und stellte ihn am Thurm nieder, wo das Kegelspiel vergraben lag. Auf

einmal sah man im Korbe zehn schwarze Kohlen statt der Eier liegen. Wirf geschwind einen Rosenkranz darauf, sagte der Geist. Allein sie hatte leider keinen bei sich, riß aber das Skapulier vom Leibe und warf es darauf. Leider auch vergebens, denn das liebe Frauenbild darauf war durch das lange Tragen verwischt worden.

So ging die Glücksstunde unbenützt vorüber, die zehn Kohlen, welche sich ins Kegelspiel von Gold hätten verwandeln sollen, wurden wieder gewöhnliche Eier, und erst nach hundert Jahren schlägt solche Stunde wieder. Der Geist ging weinend hinauf zum höchsten Thurmfelsen, und seufzte seine gewöhnliche Klage in die Lüfte:

„Wer will mich erlösen
Vom Bann des Bösen,
Muß in Schlosses Gründen
Neun Kegel und Kugel finden,
Die hab' ich der Fürstin gestohlen,
Die hab ich der Fürstin verhohlen!"

Hier hat sich die alte Riesensage vom Kegelschieben, wie in gar vielen Gegenden Deutschlands, zur Ritterſage verjüngt, und die Romantiker haben das ihrige gethan, sie entstellen zu helfen.

13.

Schätzeblühen.

Wenn man von Hochlizum zu hinterst im Wattenthal ins „nasse Dux" hinübergeht, zeigt man dem Wanderer einen großen Hügel, wie ein Kohlenhaufen gebildet, in der Nähe des schönen „blauen See's". Vor sechzig Jahren ging ein Durer, Hirte der nassen Dux-Alpe, hier vorbei, der öfter z'Nachts einen schönen Glanz da gesehen hatte, und sah dießmal den ganzen Kohlenhaufen voll Goldklumpen liegen, der so schön glänzte, daß er sich nicht getraute, näher zu treten und etwas davon zu nehmen, oder etwas Geweihtes darauf zu legen; er lief vielmehr auf die Alpe, und erzählte es seinen Kameraden. Wie diese mit ihm kamen, war nichts mehr zu sehen.

Aber seit damals sah der Hirte nicht ein einzigesmal das Schatzblühen mehr, weil er es ausgeplauscht hat.

In der Jaufenburg im Passeierthale liegt ein Schatz in Gold, Silber und Juwelenpracht unter den eingefallenen Gängen, mit welchem man ein Königreich kaufen könnte.

Im Schloß Maienburg liegt der Schatz im ehemaligen Schloßteich, jetzt sumpfiges Krötenwasser, der blüht sehr oft und wunderlieblich. Ein schwarzer Hund bewacht denselben.

Im Weiherburgerteich bei Innsbruck ruht ein goldener Schatz, welcher vor mehr denn 500 Jahren dort vergraben wurde, und zu gewissen

Zeiten in Form ſchöner Schlangen herumgeſchwommen ſein ſoll mit funkelndem Goldglanz. Dann wollte man einen Schatten, den ehemaligen Beſitzer Langenmantel, um Mitternacht ächzend herumwandeln geſehen haben, einen Erlöſer ſuchend, der ihm die langgehoffte Ruhe geben könnte.

Noch andere haben dort eine ſchatzhütende Schlange mit einem goldenen Schlüſſel im Munde geſehen. —

Im Jahre 1681 kam das Jeſuiten-Kollegium zu Innsbruck in den Beſitz des Schloſſes und der Güter von Weiherburg. Der Orden trat ſehr energiſch gegen den Aberglauben, gegen Hexereien und dergl. auf, ſammelte die Zauberbücher und vernichtete ſie zum Theil, daher konnte bald kein Menſch mehr Zauber ausüben. Die Patres bannten den Geiſt des Langenmantel auf der Weiherburg, und hoben ſeinen Schatz.

Im Innsbruck ganz nahen Schloſſe Büchſenhauſen ruht ein Schatz von ſchweren Thalern. Vor 140 Jahren blühte er ganz feurig unter einem Baume. Die Sache kam aus, wurde überall beſprochen und reizte die Habgier der Schatzgräber. Selbſt der Sohn eines vormaligen Beſitzers, ein Student, und ein Studiengenoſſe deſſelben, gruben zur Nachtzeit fleißig nach, entblößten die Obſtbäumewurzeln, daß die Bäume in Gefahr kamen, abzuſterben, und es mußten förmlich Wachen gegen die unberufenen Schatzgräber ausgeſtellt werden, die planlos bald an dieſem, bald an jenem Baume ſuchten.

Das Schatzblühen findet in jeder Sonnwendnacht überall Statt; man nimmt dieſe nicht nach dem Kalender, den 21. oder 22. Juni an, ſondern am 23., dem Vorabende des Feſtes Johannes des Täufers. In dieſer werden auch die Sonnwendfeuer auf den höchſten Bergſpitzen entzündet.

Bei Arams aber, im Mittelgebirge ob Innsbruck, da blüht an einer alten verfallenen Bergwerkhalde, wo man es „zum Knappenloch" nennt, ein verborgener Goldſchatz ſogar am hellen Tage. Von weitem ſieht man ihn im hellen Sonnenſchein karfunkelartig glühen, geht man hinzu, ſo iſt nichts an der Stelle.

Das blühende Schatzlicht iſt bläulicht wie Weingeiſtflamme, oder grünlich, wie Johanniskäferſchimmer, oder phosphoreſcirend, wie faules Holz.

Ueber Mittel zur Schatzgewinnung ſiehe ein Mehreres in der Abtheilung **Aberglauben.** Zuvor noch einige Schatzſagen.

14.

Der Schatzhafen.

Der Berg Jaudenſtein liegt zwiſchen Schlitters und dem Weiler Gagering; dort war ein altes Weibsbild von Schlitters Holz ſammeln auf den Jaudenſtein gegangen, und zu einem Baume gekommen, wovon eine Wurzel hervorſtand. Dieſe wollte ſie abbrechen, hat ſie aber nicht abgebracht, daher riß ſie dieſelbe aus, und hörte alsbald drunten einen lauten Ton,

als ob ein irdenes Geſchirr gegen einen harten Gegenſtand fiele und bräche. Die Alte bückte ſich, grub nach und fand einen zerbrochenen Hafen, und einen Haufen Goldſtücke darin. Die Finder in raffte inihre Schürze, ſo viel die nur faſſen konnte, und wollte nach Hauſe eilen. Da fiel ihr ein, daß, wenn man einen Schatz findet, man vom Skapulier ein Fleckl, oder einen Roſenkranz darauf lege. Das wollte ſie nun thun, fand aber den Ort nicht mehr, und ihr Gold war in eitel Laub verwandelt, während ſonſt nicht ſelten eine gegentheilige Verwandlung, des Laubes in Gold, berichtet wird. Der Schatzhafen ſoll noch immer am Jaudenſtein ſtehen und bisweilen brennen.

15.

Die Blechplättlein.

Vor beiläufig 60 Jahren ging die Frau Maria Moſer als Mädchen von 13 Jahren in der Frühe um 6 Uhr von Fallbach ob dem Venusberg im Vorarlberg vom letzten Hauſe hinab nach St. Nikolaus in die Frühmeſſe, in Begleitung der Schmankerburg'l, welche vor ein Paar Jahren geſtorben iſt.

Bevor man zur Schmiede kommt, ſteht beim „Zunterſchmiedhaus" ein Wehrſtein, da ſahen ſie beim Wehrſtein einen großen Haufen von Blechplattln, und meinten, daß ein Pfannenſchmied die verſchiedenen Blechabfälle dahin geworfen hätte.

Die Maria Moſer bückte ſich und nahm vier kleine Blechl'n auf, ging in die Kirche, und betete andächtig; denn es war noch dazu St. Johannisfeſttag. Am Rückweg von der Kirche ſahen beide beim Wehrſtein kein einziges Blech'l; zu Hauſe nahm Frau Moſer die vier eingeſteckten aus dem Sack, und ſiehe — es waren — vier ſchöne Frauenachtzehner von Silber.

Nun erſt ging beiden ein Licht auf, und ſie bedauerten ſehr und äußerſt, nicht den ganzen Schatz gehoben zu haben.

16.

Der Römermünzenſchatz.

An der Poſtſtraße von Imſt nach Landeck liegt der Weiler Starkenbach mit ſieben Häuſern und einem Wirthshauſe am linken Innufer, in welchen der Wildbach gleichen Namens hineinſtürzt. Rechts vom Weiler ſiebzig Schritte ſteht ein altes „Törchenhäuschen", in deſſen Nähe manchmal ein Glanz bemerkt wurde, wie bei dem Knappenſtollen bei Arams.

Dort lebt noch ein ſehr braver, wahrheitliebender Bauer, „der Hirsl" (Matthias Staggl), den jedermann als kreuzbraven Mann kennt, welcher noch vor nicht gar langer Zeit, als er im gegenüberliegenden Walde arbeitete, dort den hellen Glanz deutlich ſah. Es war ein grünliches Leuchten, dauerte aber blos einige Minuten. Dießmal war der Glanz ſo großartig, daß der

Hirsl sich aufmachte, und hinzu gehen wollte, obgleich er weit davon war; aber er merkte nach einigen Minuten, wie das Licht gleichsam als ein leuchtender Nebel zerfloß und verschwand. Man glaubte allda einen Schatz oder ein reiches Bergwerk verborgen. Auch ein Schönwieser Törcher, der zugleich Todtengräber ist, hat vor zwei Jahren in dortiger Gegend — im Feld ob Schönwies — einen Schatz blühen gesehen. Er ist nicht so sehr glaubwürdig, hat es aber dem Kurat als Wahrheit versichert.

Einige Männer von Starkenbach arbeiteten am 10. Oktober 1854 an dieser Stelle unter Aufsicht des Wegmachers Tschoder. Der Arbeiter Rundl riß einen Rasen mit dem Grabscheit auf, und wie freudig erschrack er — nahe an 200 Stück silberne Münzen lagen zu seinen Füßen. Meistens gut erhaltene römische Münzen aus der Zeit der Kaiser **Antonius Pius, Septimus Severus, Marcus Aurelius, Geta, Caracalla, Maximinus Aug.**; auch von den Kaiserinnen: **Faustina Augusta, Julia Augusta.** Die Umschriften der Kehrseiten sind fast auf allen Seiten verschieden und deuten auf siegreiches Vordringen und andere glückliche Ereignisse, z. B. **Marti Vict., Fortunæ Reduci, Felicitas, Providentia, Venus Genetrix,** und nebstbei spielt die **Juno** eine hervorragende Rolle. Die Münzen sind alle gleich groß, fünf wiegen ein Loth. Nach diesem Funde an derselben Stelle des Glanzes wird Niemand mehr es den dortigen Leuten ausreden können, „daß die Schätze blühen" — wenn man sie nur alle so mit Händen greifen könnte, wie diesen Römermünzenschatz! —